

Erland Schneck-Holze

FATALE SCHNEISEN

- Drei aufgegebene Novellen I

BEGEGNUNGEN AM

WALDSEE

Kapitelübersicht

I. 1-6 - S.02 bis S.24

II. 7-13 – S.26 bis S.56

III. 14-22 - S.57 bis S. 114

IV. 23-30 – S.115 bis S.158

V. 31- 41 - S.15 bis S.213

I.

1

Die Apnoe-Maske saß schief auf seiner Nase und rauschte; davon erwachte er. Der gestrige, letzte Arbeitstag war lang und schwer gewesen; er fühlte sich wie gerädert.

Weit nach Mitternacht war es – zwei Uhr. Er fühlte Harndrang, dem er dann, sich langsam aufdeckend, unten auf der Toilette nachgab. Im Wohnzimmer drückte er die kleine Stehlampe an, die ihn etwas blendete; dann das Fernsehgerät. Irgendwelche nackten Paare vergnügten sich üppig in vielseitigem Koitus; sein Glied wurde steif; aber zum Mittag hatte er keine Lust. drückte die elektrischen Knöpfe auf Aus, zog sich zurück in das Bett und die Apnoe-Maske wieder auf. Es war ihm alles wie eine nachgeholte Geisterstunde.

Dann schlief er tief, und wie es ihm seltsamer Weise selbst schien, wohltuend alpträumlos ein. Jäh weckte ihn morgens der Wecker, aber er stand gut ausgeschlafen auf. Wo war die Katze geblieben, ihr Schälchen stand leer. Frau und beide Kinder waren gestern in Urlaub gefahren – der ganze Tag –ja die gesamte die nächste Woche! – lag vor ihm wie eine angenehme Option – das kleine Reihenhaus mit Terrasse und Garten ganz allein nur für sich ...

In der Garage wartete der Zweitwagen auf ihn, ein altes Cabriolet, das der Familie immer gute Zusatzdienste leistete – das heißt: seiner Frau gleichsam als Taxichauffeurin für die Schulkinder (ein Junge, ein Mädchen; vierzehn und sechzehn, so wie sich es bilderbuchhaft gehört). Der repräsentative weiße Mercedes war nur für ihn, das heißt für seine Agentur angeschafft und diente, von ihm wohl behütet, für dienstliche, darin auch repräsentative Beläge - und natürlich für lange Fahrten im Urlaub, also nur in dann auf langen Fahrten von seiner Frau gelenkt.

Im Fond des alten Audis hatte er gestern abend noch, nachdem seine Liebsten zur Schwiegermama losgezogen waren, bereits seine Joggingschuhe und das Stirnband verstaut. In wenigen Minuten würde er einsteigen, in Richtung Waldsee startend, wo sich seine übliche Rennstrecke hinzog – gut eine dreiviertel Stunde lang - rund um das mit hunderten von Hecken und

Büschen umsäumte Ufer; die Aussicht auf solcherlei gesunde Anstrengung gab ihm Energie; er war – Mitte vierzig – mäßig fit und etwas trainiert (er kam nur am Wochenende dazu, wenngleich da auch nicht immer). Immerhin: in der ihn spiegelnden Haustür stellte er fest, dass er immer noch abgenommen hatte; das war aber der allgemeinen Situation geschuldet und noch lange kein erotisches „Sixpack“. Im bequemem Sportdress mit Sporttasche und Handtuch, wirkte er zwar nicht wie ein Adonis; aber auch nicht unansehnlich mit silbrigem Haaransatz an den Schläfen und fein geschnittenem Backenbart; er musste endlich wieder einmal etwas für sich tun... ... gleichsam freie Laufbahn haben, weg mit täglichem Anzug, leidigem Schlipps – wieder mehr Natürlichkeit, so dass der Körper richtig ins Schwitzen kam - aus allen Poren floss - waren die Menschen nicht ohnehin Wasserwesen ?

Als der Motor aufjaulte sah er, wie ihre Katze erschreckt auf das Garagendach sprang – wenn sie irgend etwas hasste, dann diesen Motorenlärm aus dem alten Gefährt.

Hatte er – wie den Kindern hochheilig versprochen - ihr schon das Schälchen mit Futter hingestellt? Diese momentanen Vergesslichkeit ... Er würde es nachholen – zurückgekehrt vom Morgentrip. Plötzlich hatte er das Gefühl, als sei ein Fremder im Haus; irritiert schaute er an der gläsernen Eingangstür nach – es war nichts.

2

Ein Wangenrübchen noch mit dem dunklen Stift vor dem Spiegel im Toilettenschrank – dann war sie zum Frühstück bereit; sie war spät heute; die anderen aus der Studentenbude waren schon bereits aufgebrochen, auch ihr Freund Frederik, im engen Nebenzimmer von nebenan; seine Bettdecke auf der Liegematte glotzte sie an, von irgendwelchen nächtlichen Regungen zerwühlt; sie hatte auf ihn gestern keinen Nerv mehr gehabt.

Natürlich lag in der Gemeinschaftsküche unten alles kreuz und quer – niemand hatte aufgeräumt; es sah aus als hätten alle das modernde Haus fluchtartig verlassen. Da Juliane ohnehin keinen Dienst hatte, ärgerte sie sich nicht, schob nur ein paar Krüge zur Seite (nein, sie schimmelten noch nicht, auch wenn es zum Teil so aussah), um ihre noch unbenutzten eigene Henkeltasse mit einem Teebeutel und noch schnell auf der Ofenplatte erhitztem Wasser zu füllen. Im Aschenbecher am anderen Ende des Tisches dampfte noch etwas –

offensichtlich hatte einer der Jungs vor kurzem noch „Gras“ geraucht; jetzt, als sie es dachte, roch sie es auch: Nein: es war keine gravierende Dosis, die Henrik da immer zu sich nahm, nur einfach das Übliche - zur Entspannung für einen jungen Politologen im achten Semester, für einen modernen Intellektuellen, der etwas auf sich hält.

Irgendwie hatte Juliane das Gefühl, dass sie aufbrechen sollte; zwar fiel ihr die niedrige Decke nicht auf den Kopf, aber ein Topfdeckel beinahe auf ihren Fuß, beim Versuch sich einen Kanten Brot mit der Maschine zurechtzuschneiden; unangemessen heftig erschrak sie darüber. Etwas Kräuterquark, ohne Margarine darunter, schmierte sie sich auf; dann fiel ihr ein, dass sie das Buch mitnehmen wollte, das gegenwärtig ihre angesagte Lektüre war- eine völlig langweilige Abhandlung in „Kommunikationstheorie“. Wegen der sie interessierenden *Literatur*, so dachte sie bei sich, hatte sie eigentlich Germanistik gewählt, nicht um angeödet zu werden von Soziologengewäsch – aber den Schein musste sie absolvieren – mit einem dieser ungeliebten Referate, die in ihr den Zweifel nährten, ob sie nicht doch lieber einen praktischeren Beruf anstreben sollte – nur was? Etwa Bankkauffrau, wie ihr die Mutter geraten hatte; sie selbst war ja eine – nein: das war doch wohl, ohne die Alleinerziehende beleidigen zu wollen - ohne ihr gegenüber undankbar zu sein, das Letzte! Wohl wissend, dass die tüchtige

„erziehungsberechtigte“ Frau (schreckliches Wort!) ihr nur auf Grund solcher spröder Tätigkeit das Studium überhaupt erst ermöglichte.

Juliane eilte nochmals die Treppe nach oben, um die dicke Kladde mit der umständlichen Abhandlung zu holen – neben dem Laptop-Tischchen lag es auf dem Boden – die entsprechend angelesene Seite war beflissen eingeknickt. Alles verstaute Juliane gleichermaßen hastig wie uninteressiert in einer gedankenlos aus einer Ecke gegriffenen Plastiktüte; auch einen stumpfen Bleistift warf sie noch hinein.

Ihr war warm geworden; kurz entschlossen zog sie ihr Unterhemd aus; war sich nicht ganz schlüssig, ob sie, unter der Bluse, auch auf den Büstenhalter verzichten sollte; aber das konnte man ja immer noch, wenn man erst, am Ufer des Waldsees angekommen, sich in der Sonne räkelte – hinter Hecken und Büschen vor Spanner-Blicken geschützt.

Bereits jetzt am Morgen brütete bereits die Sonne; es würde ein heißer, dann schwüler Tag werden – am Abend: Gewitter, wie die tiefe Baritonstimme aus dem Radio mit wichtigtuertischem Ton angab – die sie nun, etwas gereizt, mitten im Satz durch Knopfdruck erstickte.

Im dunklen, mit Ramsch völlig verstellten Kellergeschosses des auf Abriss wartenden Hauses fand sie zwischen unsäglich viel Gerümpel ihr altes Gefährt, ein Stahlross der besonders verrosteten Art: ihr geliebtes Mofa, das

bereits die strebsame Mutter in jungen Jahren benutzt hatte. Auf der Straße gab sie Gas und brauste davon. Die Reklametüte mit der gewichtigen soziologischen Untersuchung flatterte hinten auf dem Rücksitze im Wind.

Die Kräuterquarkschnitte hatte sie natürlich vergessen; eine Fliege summt bereits um sie herum und ließ sich genüsslich auf ihr nieder; die Gelegenheit war günstig – kein widriger Mensch würde sie mehr belästigen - durch bedrohliches Fuchteln - hier im angenehm muffigen Wohnraum; irgendwer Fremdes näherte sich ihr...

3

Er legte das Stirnband an; dann: langsam los.

Bald schon hatte er im Trab den Parkplatz vor dem unbelebten Waldstück hinter sich gelassen - und ließ sich allmählich auf seinen Atem und den Rhythmus seiner davoneilenden Schritte ein. Er genoss es, wie sich in seinem Kopf bald alle belastenden Gedanken verloren - ganz einfach nur ein Läufer zu sein. Bisweilen kamen ihm mit ihren Ohrstöpseln entgegen – das war ihm schon immer ein Rätsel : Warum genossen sie es nicht, ganz ohne Beschallung zu sein? Wahrscheinlich benötigten dies als Außenantrieb für den eigenen Takt – und dass er selbst ohne solch ein „Hörgerät“ lief, ordneten sie wohl eher als ein Zeichen mangelnden Professionalität ein – sei´ s drum. Er hatte für seinen Teil auch keine Stoppuhr dabei; schon gar nicht GPS wie manche, was er für sportliches Protzgebaren hielt ... als ob man hier irgendwie die Gegend verfehlen könnte, dachte er bei sich. Zwischen den Zweigen erkannte man immer den See – es war ein Rundweg mit viel Hecken und Gebüsch – gottlob : „Baden verboten“. Man konnte seine Gedanken einfach schweifen lassen. Das hatten doch eigentlich alle nötig.

, und der Boden, auf dem er lief, war bisweilen leicht schlammig, so dass er da und dort ausweichen musste ; es hatte die letzten Tage geregnet.

Am schönsten war es, wenn man das Laufen - selbst gar nicht mehr verspürte; das dauerte seine Zeit; dann war der nur Körper aktiv, und der Gehirn wurde langsam leer. Wann eigentlich war er zum letzten Mal hier?

Noch aber musste er *doch* an seine Familie - Frau und Kinder - denken, die jetzt bestimmt bei der Schwiegermama am Frühstückstisch saßen, von Marmeladengläsern umringt. Konstantin Regenz spürte im Inneren eine tiefe Distanz; es war ihm , als verdichte sich noch einmal alles, was er in den letzten Wochen empfunden hatte – ja: eine eigenartige Fremdheit zu allem, namentlich zu sich.

In seinem Bürozimmer stand er - mit ihm plötzlich erfassender Angst.

Es gab wirklich keinen Grund dafür, aber gegen dieses Gefühl der Beklemmung, das eigentlich eine seltsame Leere war, kam er nicht an

Auf dem Schreibtisch stand das Bild seiner Frau Elisabeth, umarmt von Svenja und Jacob, seinen halbwüchsigen Zwillingskindern. Es kam ihm vor, als starrten sie ihn erwartungsvoll an. Aber *was* erwarteten sie? Sie schauten über eine Steuerakte hinweg in Richtung des Kanzleifensters, wo der flüchtige Gatte und vielbeschäftigte Vater, einen heißen Schauer in sich spürend, auf einmal erstarrte .

Es war ihm als ob es klopfte.

Trat ein Klient unangemeldet ein? Konstantin fühlte sich unbehaglich....

Er bemerkte, wie sein linker Fuß am Parkett verwurzelte. Aber seine Befangenheit sich anmerken lassen, wollte er auf keinen Fall..

Er hatte sein Gegenüber bisher nur schemenhaft vor sich gehabt – nun ging er mit aller Kraft auf dieses Phantom zu – den rechten Fuß nachschleifend, und erkannte sich selbst in dessen Gesicht. Der Doppelgänger kam ebenfalls auf ihn zu - und vereinigte sich mit ihm – eins zu eins: wie ein Klon...

Sich am Schreibtisch festhaltend, verschob Konstantin die aufgeschlagene Arbeitsakte, und sie fiel laut nieder.

Seine Sekretärin, Frau Wollnick , trat besorgt wieder ein – und sah, dass ihr Chef zitterte. Sie half ihm hinüber auf den Klienten-Stuhl und reichte ihm aus ihrem Hosenrock besorgt ein Tempotaschentuch.

Konstantin fühlte augenblicklich wieder seine alte Kraft. „Nicht nötig, danke“, sagt er und lächelte schräg. Ob er einen Kaffee wünsche, fragte die Sekretärin mit ihrer dunklen Zarah-Leander-Stimme. -„Ja, vielleicht...“.

Nun klingelte es draußen an der Tür des Kontors - Konstantin Regenz war ein vielbeschäftigter Makler, mit gutem Ruf in der Geschäftswelt. Klein – aber fein - hieß es von seiner Kanzlei.

„... der nächste Termin – warten Sie, ich helfe ...“ Frau Wolnick bückte sich zu Konstantin, wo er die aus der Kladde gefallenen Blätter zusammenlas. Es entstand plötzlich eine hektische Situation...

Konstantin unterdrückte das wieder in seinem Körper aufsteigende Unbehagen. Er rückte, sich aufrichtend, seine leger gebundene Krawatte am schweißgebadeten Kragen zurecht. -

„... Es macht keinen guten Eindruck, wenn *seine* Akte hier so unsystematisch herumliegt...“, meinte Frau Wollnick. „Ich mach das schon,“ erwiderte er – „halten Sie ihn noch ein wenig auf - ich hätte noch ein dringendes Telefonat zu erledigen – oder so ähnlich...“, stammelte er.

„Was ist Ihnen, Chef?“ entgegnete sie.

„Ich glaube, ich benötige einfach einmal ein paar Tage Ausspannung - nicht, Wollnick?“

„In der Tat“, sagte sie, stöckelte laut an ihm vorbei mit ihren schönen Beinen – so durchfuhr es sein Gehirn - obwohl sie schon Mitte Fünfzig war - und schloss die Bürotür hinter sich. Nun klingelte wirklich das Telefon.

Es war Elisabeth, seine Frau. Etwas von einem Elternabend sprach sie – und dass sie deshalb erst spät wieder zu Hause sei. Wie lange es denn bei ihm heute dauere – wegen der Aufsicht? – Nun ja, er habe noch viel zu tun ...die Kinder

gingen doch immer verlässlich und selbständig zu Bett, besonders die Tochter. Aber er könne auch früher nach Hause kommen - wenn es denn nötig sei; und er fügte, sie beruhigend hinzu. „Elisabeth, in diesem Alter sind Jugendliche auch gern einmal ohne Eltern zu Hause allein, sie sind ja immerhin über vierzehn ...“

„Wenn du meinst...“

Die Stimme Elisabeths am anderen Ende der Leitung wurde kühl. Es machte kurz Klick – und Frau Wollnik trat ein: zuckte verwundert die schmalen Schultern - der angesagte Klient war spurlos verschwunden.

4

Der Waldsee befand sich am östlichen Stadtrand, da wo ein Neubaugebiet en war – fast unmittelbar hin bis zum Beginn der dicht stehenden Bäume, die ihm den Namen gegeben hatten: eines jener „Naherholungsgebiete“, die noch unter Natur- und Bebauungsschutz standen. Von ihrer WG aus, einem häßlichen, unbedeutenden Vorort, der vor Jahrzehnten eingemeindet worden war, brauchte Juliane nur die lange Schnellstraße entlangzubrausen – an Wiesen und Feldern entlang– und schon bald war sie da. - Sie genoss den schönen frischen Morgen – ihre Haare flatterten im Wind. Um den Hals hatte sie ein buntes Tuch geschwungen, ein Geschenk Frederiks, noch zu der Zeit als sie sich von ihm umwerben ließ.

Zwischen ihnen angefangen hatte es bei seiner Silvesterparty bei einer Freundin. Es ging da hoch her - bis weit über Mitternacht. Er war noch ganz

neu an der Uni – das Semester hatte noch nicht begonnen - und suchte neben einer Wohnstätte für sich vor allem Kontakte. Ihre Freundin Mary kannte ihn aus ihrer Internatszeit als Schulkameraden – er sei ein sympathischer Kerl, wenngleich etwas zurückhaltend und sensibel; sie hätten ihn früher immer den „Klassenpoeten“ genannt. Er habe schon immer Literatur studieren wollen, die (ebenfalls!) alleinstehende Mutter und sein Onkel hätten aber auf Jurisprudenz plädiert; nach zwei Semestern an einer Auslandsuniversität – er kam aus betuchter Familie – habe er sich aber schließlich gegen die anders gerichteten Erwartungen durchgesetzt und wolle nun die tatsächlich die gleichen Seminare besuchen wie Juliane - vor allem über Kafka und – etwas abseitiger – zum Sonettenwerk Rilkes.

Juliane hatte wohl bemerkt, dass er sie im Festtrubel aus der Ferne observierte, sein Cola-Glas in der Hand. Ein hübscher Burschel mit schönen Augen hinter den mäßig scharfen Brillengläsern, blond – mit leicht hervorsprießendem Brusthaargekräusel im Ausschnitt seines bunten Hemds – ihr Typ eigentlich nicht; durch seine melancholische Aura aber gewiss interessant. Im Gedränge zog Mary ihre Freundin Juliane ganz gezielt an den Neuen heran, prostete ihm mit ihrer Sektschale flüchtig zu und sagte kurz und salopp:

„Hier Frederik: das ist Juliane“ und „Juliane: das ist Frederik – ich glaube, ich habe euch jeweils schon einiges von einander erzählt“.

Juliane errötete, während er unsicher lächelte. „Einen schönen Abend wünsch ich noch“ fügte Mary ironisch hinzu – und: „... bedient euch – alles selbst gemacht“ und schon war sie wieder in einer tanzenden Schar verschwunden, überließ die beiden Überrumpelten einfach sich selbst.

Später – im Gespräch und dann, mit einander vertrauter geworden, nach einigen Tänzen – tauten die beiden auf. Sie tranken natürlich auch Alkohol, selbstverständlich zunächst in Maßen ... Juliane wusste eigentlich nicht warum – langsam schmiegte sie sich an seine Schulter, was er etwas linkisch erwiderte, indem er ihr über den Kopf streichelte; ganz heiß war seine Hand. Worüber sie sprachen, spielte kaum eine Rolle, der Lautstärken-Pegel - aufstampfende Rhythmen, vielerlei Stimmen - war ohnehin äußerst hoch; und Juliane war im Übermut tatsächlich zu härteren, da irgendwie herumstehenden Getränken übergegangen – er auch, von ihr bekam er eingeschänkt; Sie redete nunmehr in einer Tour auf ihn ein, hatte endlich jemanden gefunden, der offensichtlich etwas von Lyrik verstand ; sein gewinnendes Lächeln – er nickte ihr immer wieder zu, erwiderte ihr bisweilen auch - machte sie ganz weich ... so kannte sie sich wirklich noch nicht - schließlich gab sie ihm sogar einen Kuss – Und dann wurde ihr schwindelig. Er, ganz Kavalier, nutzte nichts aus; sie sanken zusammen – es war sicherlich weit über Mitternacht – auf irgend welche zum Sitzen hingebreitete Bodenmatratzen - wie bei Studentenfeten so üblich – neben anderen Pärchen, denen es wohl ähnlich ging – alles drehte sich

... Sie hörte noch, wie er sie fragte, ob ihr „übel“ sei, dann schlummerte sie schon ein – und erwachte am späten Morgen neben ihm, der neben ihr liegend, noch fest schnarchte. - Viele der anderen Gäste Marys räkelten sich – wie sie – .

Ein Unbekannter – hatte er gestern Abend nicht einen schwarzen Vollbart gehabt? - krächzte vernehmlich – „... heiße Party war das hier – gibt es irgendwo eine Asperin?“-

Juliane zupfte ihre Bluse zurecht, stand auf, wollte gehen. Frederik war inzwischen aufgewacht und hielt sie unvermittelt ganz fest an der Hand.

„Ich mag dich begleiten – ich meine, wenn du willst...“

Da spürte sie: sie hatte sich in ihn verliebt –

Seitdem lebten sie zusammen; er zog mit in ihre WG ein.

Zweifellos besaß Juliane Wesenszüge seiner Mutter, wie Frederik immer wieder feststellte: gute wie auch solche, die ihm schon immer zu schaffen gemacht hatten, die er sogar hasste –namentlich diese innere Unruhe, die sie alles und jedes kontrollieren ließ. Einerseits bot das ja Schutz, andererseits nahm es Selbstverantwortung und Initiative. Das lag sicherlich daran, dass er ohne Vater aufwuchs, seine Mutter also die volle Last der Verantwortung für ihn spürte, gepaart mit schlechtem Gewissen. Der kleine Knirps war einer Urlaubsbekanntschaft entsprungen, auf einer griechischen Insel, mit einem Mann, nur wenig älter als sie. Eine Zufallsbekanntschaft, aus der dann eine kurze Affäre geworden war. Der Maler, oder Schauspieler gar, sprach mit schöner sonorer Stimme relativ gut Deutsch, hatte in Berlin wohl ein, zwei Jahre studiert, ein wilder eigenwilliger Kerl, der sicherlich mehrere Amouren, welcher Art auch immer, parallel bediente. Aber welche emanzipierte junge Frau, die etwas auf sich hielt, fühlte sich dadurch in ihrem Selbstbewusstsein, ihrem Lebensgefühl eingeschränkt?

Und dann war es *doch* geschehen – sie hatte sich mit ihren fruchtbaren Tagen verrechnet – oder diese hatten sich verschoben, gleichviel: sie empfing Frederik ungeplant, in viel zu junglichem Alter - ohne sich weiter um die Urlaubsbekanntschaft zu scheren; dass es zum Vater des Kindes keine Verbindung mehr gab, darüber war sie - nach Lage der Dinge – sogar stolz, weil sie sich von ihm in ihrer Unbefangenheit irgendwie ausgetrickst sah... Die junge Mutter liebte ihr Kind – doch: war es aus schlechtem Gewissen ? - wer hätte gedacht, dass sie einmal eine solche behütende Glücke werden würde – wie eine ältere Frau. Jetzt wirkte der Ehrgeiz in ihr: einmal hatte sie die Kontrolle über sich verloren – das sollte ihr so nicht mehr widerfahren ...

Als er noch ein kleiner Junge war, fuhren sie im Sommer regelmäßig für einige Tage nach Mallorca – ausdrücklich nicht mehr nach Griechenland.

Das war noch zu Zeiten, bevor sie ihn dann – karrierebedingt - in einem Internat unterbrachte – Geld spielte keine Rolle. – Hier fand er doch Schutz und für seine Zukunft bestimmt ein entsprechendes berufliches Netzwerk. Schweren Herzens nur gab sie ihn ab, wie eine Puppe. Aber sie spürte in sich auch Erleichterung über diesen sie entlastenden Entschluss. Sie freute sich, dass er dort als beliebter charmanter Jüngling heranwuchs; Jurist sollte er werden – mit sicherlich guten Chancen im diplomatischen Dienst, jedenfalls sprach so der kinderlos gebliebene Bonner Onkel, der an dem Jungen seinen

Narren gefressen hatte und die Kusine, also Frederiks junge Mutter, stützte wo er nur konnte - des Unwillens der konserativen Familie zum Trotz, die - die Tochter verstoßen hatte der unehelichen Geburt des Knaben wegen, dieses nicht abgetriebenen Urlaubsmittbringsels. Männer waren ab diesem Zeitpunkt für sie ein Tabu, als hätte sie vor deren unvermittelter Geschlechtlichkeit der Ekel ergriffen.

Da tappte Frederik – ihre süße Frucht – mit anderen kleinen Kindern – vom Strandkorb weg zum Sandburg ans nahe Wasser ...

... immer wieder kam die Mutter hinzu und versicherte sich seiner, so als könne jeden Augenblick ein Unglück geschehen

... wie Frederik es dann selbst in immer wiederkehrenden Albträumen sah : Die Flut riss ihn mit sich – ein Hai biss ihm das Geschlecht ab ...

Er erwachte und gewahrte – wie braungebrannte Rettungshelfer in ihren roten Westen in ein Boot hasteten und nach langer Zeit einen am Unterleib blutenden Burschen borgen, für den jede Rettung zu spät gekommen war. Er sah, wie sich ein dicht behaarter Strandwächter über den Körper des auf feinem weißem Sand Liegenden beugte, ihm die Lungenflügel niederpresste, immer und immer wieder – mit angespannter Muskelkraft; aber der nackte Adonis kam *doch* nicht zu sich ...

Frederik griff fest nach dem Arm der Mutter, die – wie fast alle am Strand - herbeigeeilt war; sie beugte sich zu ihrem Söhnchen nieder, drehte ihn vom Geschehen weg, legte die linker Hand vor sein Gesicht, so dass er die vergeblichen Wiederbelebungsversuche im sich rot füllenden Priel nicht mehr wahrnehmen sollte.

Doch hatte er zwischen ihren Fingern hindurchgelugt und gesehen: der Rettungshelfer mit der pelzigen Brust – lächelte ja - und lächelte ja immer wieder, als freute er sich, dass der junge Körper unter ihm nicht wieder erstand.

6

Als Juliane den neuen Freund ihrer Mutter vorstellte, fand diese ihn als ausgesprochen angenehm – ein echter Schwiegermutter-Schwarm, dachte sie bei sich. Dass sie sich gut verstanden, war so offensichtlich, dass Juliane darüber fast ein wenig eifersüchtig wurde, sich sogar bei dem –sicherlich lächerlichen - Gedanken ertappte, ob es gut war, sie zu sich eingeladen zu haben; es waren immerhin fünften Semester verstrichen, bis ihre Mutter endlich das Versprechen einlöste, sie einmal als Studentin zu besuchen; es war ein sicherlich naheliegender Anlass - Julianes zwanzigster Geburtstag.

Hinaus zum Waldsee waren die beiden Frauen im gut gepflegten Opel der Mutter gefahren, an den Steg, an dem sich ein schönes Gartenrestaurant befand; dort wollten sie dann auch Frederik, der noch ein Seminar belegt hatte, treffen. *Es war goldene Herbstenszeit – die Bäume leuchteten weit und breit –* durchfuhr es Julianes Gemüt – und sie musste unwillkürlich bei diesem

Theodor-Stormsches Ribbeck-Zitat schmunzeln. Nun saßen sie zusammen auf der Cafe-Terrasse – es war ziemlich voll - und aßen angeregt Bienenstich, tranken dazu Tee. Dabei genossen sie den herrlichen Ausblick auf den See.

Es gab vieles von Belang zu erzählen, Belangloses natürlich auch – wie, ironisch angemerkt, Frauengespräche eben sind. Bei der Mutter zu Hause lebte noch Julianes ziemlich in die Jahre gekommener Pagagei, ein gewiss verrückter, hyperaktiver Vogel; sie tauschten sich gerade über diese oder jene heitere Episoden mit ihm aus. Der freche, putzige Kerl mit geschwellter Federbrust war ja gleichsam ihr Vaterersatz gewesen.

Langsam jedoch wurde Juliane nervös, sie hatte ja auch den Besuch ihres Freundes angekündigt, der mit dem Fahrrad zu ihnen stoßen wollte, und jetzt immer noch nicht erschienen war – Juliane empfand das als ärgerlich, denn Frederik verspätete sich oft, während sie es mit der Zeit ziemlich genau nahm.

Es war schließlich ihr Ehrentag mit Ehrengast! Aber da kam er ja schon heranbalanciert; es befanden sich ein großer Blumenstrauß hinten auf seinem Gepäckträger und noch ein kleiner, und - in lila Papier, hinter einer großen weißen Schleifen versteckt - ein weiteres schmales, längliches Geschenk. Er hatte sich mit schwarzer Hose und weißem Hemd etwas herausgeputzt, stellte sein Stahlross etwas umständlich an einem der Zäune ab, kam freundlich auf die Damen zu und überreichte, mit einem intensiven Wangenkuss, Juliane das

große Bukett nebst verpacktem Geschenk – und, sehr formvollendet, Julianes Mutter das kleine feine Gebinde. „Oh wie aufmerksam,“ hauchte diese, sichtlich überrascht; dass er aus gutem Hause kam, erkannte sie gleich. Juliane zog die Geschenkschleife auf und aus dem Papier glitt ein buntes Seidentuch von bester Qualität mit Pflanzenmuster.

„Für den Hals – gegen den Wind auf deinem Moped“. Er lächelte, wie selbst über seine Gabe beglückt, Juliane zu, die den Stoff langsam auf dem Schoß ausbreitete und sich mit großen Augen alles – ebenfalls zutiefst erfreut - besah. Wie ein Mantra war das Bildmotiv geformt – in der Mitte im Kreis blühten zwei Rosen verführerisch auf, man roch gleichsam ihren Duft. Dass er an so etwas gedacht hatte – er war eben doch ein Lyriker! . Sie schmiegte ihre Wange an die weiche Seide; dann küsste sie Frederik intensiv auf den Mund, was der Mutter, gleichsam als Zaungast, fast unangenehm war.

Der Ober tauchte auf und fragte nach Frederiks Bestellung – auch er verspürte Appetit auf Bienenstich und Tee.

Juliane hatte sich das Tuch um den Hals angelegt, es schimmerte zart.

Mit heißer Sonnenbestrahlung riss der Herbsthimmel nochmals auf. Ob sie Lust hätten – zur Feier des Tages - auf eine Ruderbootfahrt, fragte Frederik erstaunlich initiativ. Mutter und Tochter waren begeistert.

Bald glitten sie auf dem See dahin; Frederik erwies sich als geschickter Ruderer, vor allem an dem sturen aggressiven Schwanenpaar vorbei. Julianes Mutter hatte die Augen geschlossen; erinnerte sich wohl an ähnliches Entspannendes in ihrer Jugendzeit, hielt den Kopf unverwandt der Sonne entgegen, als solle diese sie noch ein letztes Mal vor den bald beginnenden trüben Tagen bräunen. Juliane blickte auf Frederik, der seine Ärmel weit aufgekrempt hatte und beobachtete unter seinem Hemd das schöne Muskelspiel; auf einmal fand sie ihn wieder - nach längerer Zeit - besonders attraktiv. Sie hatte sich das große bunte Tuch um den Kopf gewunden und sah damit aus wie eine Hollywood-Diva. Am Ufer stand, aus der Ferne kaum erkennbar, ein Mann ; es sah aus, als ob er sie filmte.

II.

7

Rudern – das war auch für Konstantins Kinder – als sie noch klein waren, also etwa vier, fünf Jahre alt- eine gern gesehene Attraktion. Ein sicherer Schwimmer war er selbst nie gewesen, im Gegensatz zu Elisabeth , seiner Frau, die mit den Sprösslingen im Sommer so oft als möglich zum Seebad fuhr. Für sie war es selbstverständlich, dass die Kinder bereits als Babys mit dem Wasser vertraut wurden – er bestärkte seine Gattin darin, gerade deshalb weil er dies erst in später Jugend gelernt , besser sich selbst unzulänglich beigebracht hatte, um nicht ganz bespöttelt zu werden. Wie Kaulquappen plantschten sie dann gern im bunten Wasserbecken herum, bespritzten ihre Mutter im engen Bikini, so dass er bisweilen unmittelbare Lust auf ein nächstes Kind von ihr bekam, hier - so mittendrin im Schwimmbad, , sich mit ihr öffentlich kopulierend von allen gutbürgerlichen Geistern verlassen ... Gottlob, so grinste er in sich hinein, ging er nur relativ selten mit ins Schwimmbad – dann schon

lieber zwei bis dreimal im Sommer zur Bootsfahrt. Er erinnerte sich, dass er im Traum von einem –wie es ihm vorkam - eine Ewigkeit lang andauernden Taucherlebnis im verschlingenden Gebirge der Tiefsee aufgeschreckt war - nach Luft rang, schweißgebadet; er schrie dann wohl auch schrecklich laut auf.

Elisabeth erklärte ihm nahezu jeden Morgen, dass er fürchterlich schnarche und schnaufe – es gebe dagegen doch diese Spangen in die Nase – oder besser noch: Er solle endlich zum Arzt gehen – zur Schlaftherapie . „ ...endlich“ : sie sagte das Wort betont vorwurfsvoll. Seine mitternächtlichen Rufe seien geradezu furchterregend ...

Der Facharzt, bei dem er sich schließlich und „endlich“ einfand (Makler Regenz hatte ja kaum Zeit für solche Dinge , die Kanzlei war im Aufbau) setzte ihn unter ein seltsames Gerät, Kurven surrten auf und nieder – wie bei einem Wetterbericht – mit dem Ergebnis, dass der Mediziner ihm eröffnete, dass der Patient äußerst gefährdet sei – Herzstillstand in der Nacht! Konstantin runzelte skeptisch-ironisch die Stirn. Nein, nein, damit sei wirklich nicht zu spaßen, entgegnete der Doktor mit vollem Ernst..

Seitdem trug Konstantin zur Nacht dieses Ding da - seine Apnoe-Maske. Und in der Tat: der Mediziner, wie Konstantin ihn für sich insgeheim nannte, versicherte ihm bei einem von Patient Regenz widerwillig realisierten Zwischenterminen: „Ihre Wertesind ausgezeichnet“. Er sah ihn dabei an, als

habe er ihm wie ein exotischer Wunderheiler geholfen, gleichsam dem Tod von der Schippe zu springen.

Elisabeth jedenfalls achtete darauf, dass Konstantin dieses Rüsselteil beim Zubettgehen stets aufsetzte; dies schien ihr wichtiger als der gelegentliche gemeinsame Liebesakt, den Konstantin – nicht zuletzt wegen dieser neuen Umständlichkeiten - im Laufe der Zeit immer weniger schätzte.

Wie er, Konstantin, ausgerechnet jetzt auf solche Gedanken kam?

Er trabte seinen Weg weiter um den See herum und versuchte alle auch jetzt noch sein Gehirn belastende Gedanken zu vertreiben: Momente plötzlichen Ertrinkens tauchten in ihm auf - es musste ein schrecklicher Tod sein. In einem Bericht hatte er gelesen, dass man in einer Panikattacke, die zum todbringenden Reflex des Sich- Verschluckens führt, in tragischer- gleichsam kontraproduktiver Weise - nach Luft ringt ... und dann erstarrt, um zu versinken. Film-oder Fernsehbilder einer Dokumentation darüber tauchten in ihm auf – schauerliche Sequenzen - - Er musste unbedingt diszipliniert wieder zum Ausgangspunkt zurückfinden, wenn er nicht seinen Langlauf abbrechen wollte. Was war heute bloß los mit ihm? Seitenstechen hatte er noch nie gespürt. Er war darauf eingestellt – wie man so sagt, „locker und leicht“ zu laufen – und nun kamen diese unangenehmen, hinderlichen Assoziationen in

ihm hoch ... So war es wohl auch, wenn man starb: Bild folgte eilends auf Bild – das ganze Leben spulte ab - und dann Stillstand.

Langsam ärgerte er sich über sich selbst – statt zu genießen: dass er gleichsam im Urlaub war, ohne Familie, ganz allein im Hause, nur für sich. Und nun diese Irritationen! Elisabeth hatte ihm düster prophezeit, als sie gestern mit den verdutzten Kindern überraschend abfuhr – „Ich bin gern endlich allein!“ hatte er geschrien.

„Versuch es nur – aber du *kannst* nicht allein sein. Wir können uns gern trennen – überleg es dir gut, Konstantin – geh in dich ...kommt, Kinder!“

Das hatte er nun von dieser sogenannten Bedenkzeit! Statt sie abzuwerfen, schulterten sich die Probleme nun schwerer denn je auf ihm - wie von selbst.

Verdammt - er war aus dem Tritt geraten; –ja: aus dem üblichen Trott.

Juliane hatte das bestimmt von ihrer Mutter geerbt: diese grantige Genervtsein, das sie an manchen Tagen umfassend erfasste: Da störte sie selbst die Fliege an der Wand; und die konnte nun wirklich nichts dazu, wie sie da ihre Beinchen putzte auf dem Marmeladenglas, bisweilen den Rüssel eintauchend am süßen Rand. Schon wieder war der Deckel verlegt – und das konnte nur von Frederik sein!

Sie holte mit der energisch gegriffenen Plastikpatsche aus – traf aber nicht. Das gewitzte Insekt war schon blitzschnell weiter und ruhte sich nun provozierend entspannt auf dem Butterfässchen aus, als sei nichts geschehen. So war auch Frederik - blaffte sie ihn an, ging es an ihm vorbei als sei nichts gewesen. Geradezu spitz war sie darauf, ihn einmal so *wirklich* tief zu verletzen...

Nun brummelte die Fliege weiter in Richtung Fenster. Juliane schlug noch einmal wütend auf das neobarocke ältliche Küchenbüffet der wie immer aufgewühlten Wohnküche, so dass diverse Teller klapperten. Die Patsche reagierte mit einem Riss. Juliane legte das unzulängliche Mord-Instrument auf ziemlich verschmutzten Herd und lief unverrichteter Dinge die Treppe hoch zu in ihr vollgestopftes Arbeitszimmer. Ihre Diplomarbeit stand an – der Drucker

stand still, sie drückte die Taste für die weitere Papierproduktion – das ungeliebte Kommunikationsthema kam endlich tuckernd zum Abschluss.

Sie war erzürnt über sich; vor allem dass sie vor kurzem noch so „ätzend“ zu Frederik gewesen war, so dass dieser offensichtlich das Weite gesucht hatte – irgend eine Studentenkneipe in der Stadt zur Aufarbeitung aufsuchend oder auch einfach nur zum Klönen mit seinen Kumpels.

Als sie sich resigniert auf ihren Sessel setzte, öffnete sich die Tür ihres Kleiderschranks und Frederiks buntes Geschenk-Tuch rutschte heraus und fiel auf den Boden. Sie nahm es an sich, zärtlich – ja so konnte sie auch sein – betrachtete sich damit im Schrankspiegel und dachte plötzlich an die schöne Bootsfahrt vor vielen Monaten, zu dritt – mit ihrer Mutter, die ihr ab und zu eingeschärft hatte, nicht so harsch mit Frederik umzugehen wie sie es bei neuerlichen ihren Besuchen beobachtet hatte; Aggression zeige Vertrautheit, meinte sie klug, –ja: aber erzeuge auch mancherlei Gefahren. Sie sah sich wohl selbst in ihrer Tochter und wie deren Vater *sie* dann wortlos verlassen hatte; er hatte ihre Dominanz offensichtlich nicht mehr ertragen.

Juliane sah sie stumm an, als verberge sie ein Geheimnis.

„Was erwartest du von ihm?“ hatte die Mutter ihre Tochter eindringlich gefragt.

„Ich weiß es nicht, Mam“, antwortete sie hilflos.

Die feine Seide an ihrer Wange tröstete sie; denn sie hatte angefangen zu weinen; sie schämte sich auch, der Mutter irgendwelche intimen Bettgeschichten zu offenbaren. Ja, sie mochte ihn; etwas aber stand, sie nicht befriedigend, zwischen ihnen. Sie wussten beide nicht, was es eigentlich war.

Juliane musste jetzt unbedingt an die frische Luft – wie sie es immer tat, wenn sie sich selbst im Weg zu stehen glaubte.

Ihr Moped holte sie - wie immer - aus dem dunklen Rumpelgeschoss; es war ihr, als habe sie alles schon öfter erlebt, als sie nunmehr in Richtung Waldsee aufbrach, Frederiks schönes Tuch mit dem Pflanzenmuster am Hals.

Die Fliege machte sich mittlerweile auf einer noch offenen Catch-up-Tube zu schaffen. Es war ein sonniger Morgen, sie freute sich wie ihre ephemere Schwester von damals, aus dem zweiten Kapitel - das jetzt im gegenwärtigen achten, zukunftssträchtig noch vor ihr lag, im verwirrenden Getippel auf der Möbiusschleife. ...

Frederik, den die schlechte Morgenlaune Julianes doch noch ziemlich belastete, obwohl er es vor sich nicht zugeben wollte, war indessen im Bus in die Stadt gefahren, genauer gesagt: ins alte Viertel, wo ziemlich viele Studenten lebten, nicht wie er und Juliane fast auf dem Land - in pittoresk wirkenden Fachwerkhäusern mit dunklen, knarrenden Treppentritten, abbröckelnden Wänden, verrottendem Gebälk; auch Jugendstilpaläste gab es da von einstigem Bürgerstolz, nun verblichen, auf Renovierung hoffend, zum Teil aus enteignetem jüdischem Besitz: Zeugen aus einer blühenden Epoche vor dem Ersten, dann Zweiten Weltkrieg, wie zufällig den Bombardements der letzten Zuckungen der Hitlerzeit entronnen, nun dem Abriss geweiht - zum günstigsten Verkaufspreis, von schlaun Spekulanten und Maklern kühl kalkulierend observiert.. Diese Wohnungen waren unter den Hochschülern am meisten begehrt, lagen sie doch, sehr praktisch, nur wenige Minuten entfernt von der Uni; diverse alte Gebäude wurden auch für Seminar-Vernastaltungen genutzt.

Die meisten Studierenden hatten also nicht, wie die in Frederiks und Julianes Wohngemeinschaft, die umständliche tägliche Anfahrt in die Stadt zu absolvieren. Langer Kämpfe des Astas hatte es bedurft, bis endlich eine

Städtische Buslinie auch diese Ortschaften tangierte. Aber Angebot und Nachfrage regierten auch hier draußen, und die außerhalb des Zentrums liegenden Unterkünfte waren nicht wesentlich billiger. Spekulantentum allüberall - gut, dass er endgültig nichts so verlogenes Systemkonformes mehr studierte wie Jurisprudenz ...

So sinnierte Frederic vor sich hin, als der Bus, nunmehr aus dem Wald kommend, über die Seebrücke in Richtung des noch lange nicht erreichten Stadtzentrums einbog.

Er war selbst darüber überrascht, dass er außer seinem kleinen Rucksack mit Lektüre darin – reflexartig wohl – seine Gitarre mitgenommen hatte, ebenfalls aufgeschultert, die er nunmehr, weil zum Hinsitzen im Bus ein Platz freigeworden war, abnahm, der Bequemlichkeit wegen. Es schunkelte angenehm, während der Bus sich immer mehr füllte, je näher er den städtischen Einkaufsmöglichkeiten kam; bis zur Hauptstation auf dem Marktplatz würde er tatsächlich einer engen Sardinendose gleichen. Einer alten Frau, die zugestiegen war, wollte Frederik, wohlgezogen, Platz geben, richtete sich auf, die Gitarre fiel nieder und die Dame winkte dankend ab.

„Lassen Sie nur, junger Mann. „Ich nehme den Willen für die Tat“.

Eine junge Frau stieg stattdessen von ihrem Platz empor – es war zu seiner Verwunderung Mary, Julianes Freundin; beide hatten sich in der gequetschten

Enge bisher nicht erblickt, vielleicht lag es auch daran, dass Frederik trotz seiner Brillengläser in unübersichtlichen Situationen kurzsichtig blieb. Schon seit einigen Wochen hatten sie sich nicht mehr gesehen – sie war eine Fleißbiene und hatte, vor allem wegen diverser Praktika, wohl keine Zeit zu den üblichen Treffen da und dort; wie lang lag diese Geburtstagsparty denn schon zurück?

Er winkte ihr, ziemlich eingeschränkt, zu, und sie arbeitete sich, aufstehend, an ihn heran, während nun eine alle Fahrgäste nach links durchrüttelnde Kurve kam.

„Schön dich zu sehen“, sagte sie lächelnd. „Studierst du jetzt Musik?“ fragte sie auf ihre immer wieder ironische Art. „Nein, nein, du weißt- das ist doch nur mein Hobby“ entgegnete er. „Und was macht deine *Medizin* ?“

– „Viel *Stress...*“, antwortete sie und musterte, zum ersten Mal größer als er, von oben seinen Kräuselkopf, die rechte Hand fest im schwankenden Griffgurt, in der anderen ihre Mappe haltend. Er schaute von unten an ihrem Busen vorbei zu ihr hoch – und sie fühlte sich irgendwie ertappt, errötete. Zum ersten Mal empfand sie, wenn er sie anblickte, seinen durch die Brillengläser vergrößerten melancholischen Blick ... Kannten sie sich nicht schon lange vom Internat her? Und doch schien es ihr, als entdeckte sie ihn plötzlich völlig neu.

„Wie geht es Juliane“, fügte sie, gleich ausweichend, hinzu. „Na, ja – auch *gestresst*“, war die Antwort, ebenfalls wie beiläufig. Aber Mary war Psychologin genug, um mehr dahinter zu erfassen. Sie hatte sich überhaupt gewundert, dass die Beziehung zwischen ihm und ihrer Freundin so lange anhielt; dass er so gar zu ihr gezogen war. „Sie macht ja auch gerade ihr Diplom“, ergänzte sie.

Er: „Ja, das ist richtig ...“

Ein Drängler schuppste beide aus einander, so dass aus diesem Gesprächsansatz nichts mehr werden konnte. „Gut siehst du aus,“ sagte er zu ihr. Sie lächelte, meinte etwas von: – man tut, was man kann - und „Ich muss leider gleich aussteigen – mein Institut kommt gleich – wir sollten uns doch mal wieder sehen.“ - „Aber wirklich“, hakte er prompt nach. – Sie: „Wir telefonieren...“ sich bereits zum Ausstieg bewegend. „Aber *wirklich*, Mary: *wirklich!* – Tschüss!“ rief er ihr noch nach. „Tschüss!“ rief auch sie.

Der Bus fuhr wieder an und sie sah, wie er ihr durch die Scheiben zuwinkte. „Irgendwie ein unglücklicher Orpheus“, ging es ihr durch den Kopf – Man hatte im Internat allerlei über den sensiblen Frederik gemunkelt und jetzt war er Julianes Freund. Ob es richtig war, die beiden so keck zusammenzubringen? Aber wenn sie jetzt unglücklich waren – hatte sie denn daran Schuld? Jeder führte sein eigenes Leben ...

10

„Warum ist Papa nicht mit zu Omi gefahren?“ wollte, einen Lutscher im Mund, im Autofonds hinten sitzend, Konstantins Tochter Svenja wissen – mit kleinkindhaft naiv modulierender Stimme – sie, die mit ihren sechzehn Jahren stets so erwachsen tat.

„Was *du* immer *fragst*“, blaffte der neben ihr sitzende Jacob, ihr etwas jüngerer Zwillingsbruder, zurück, auf seinem ausgeleierten Kaugummi kauend, setzte sich die Kopfhörer auf, tippte aufs Smartphone und fläzte sich auf dem Hintersitz bequem zurecht. „Lass ihn doch – Papa muss sich ausspannen ---“ und sarkastisch schnappte er nach: „Nicht zuletzt: von dir...“

Elisabeth, am Steuer, sah nur starr geradeaus; ihr war hundsübel; aber Tränen wollte sie unbedingt vermeiden. Auf dem Nebensitz Ihre Handtasche lag nach vorn zusammengesackt, beim nächsten Bremsen würde sie sicherlich den gesamten Inhalt verlieren und alles nach vorn auf die Fußmatte purzeln – aber das war Elisabeth jetzt ganz egal. Sonst saß *sie* auf diesem Beifahrerplatz und Konstantin, ihr Gatte, lenkte. Dass sich keiner der Kinder nach vorn zu ihr setzen wollte, sprach nur dafür, wie eingespielt sie alle auf einander waren. Eingespielt – vorgespült – an diesem Wortspiel hielt sie sich fest, während der Wagen Land gewann – eingespielt, vorgespült - ja das waren sie – schon lange - allzu lange.

„Mama, soll ich fahren – ich darf – mit siebzehn...“ hatte Jacob, ihr Sohn, bevor sie starteten, gefragt – „unter Aufsicht ---“, wie er motivierend hinzufügte.

„Ja, aber erst wenn du wirklich bereits den Führerschein hast“ entgegnete sie ihm.

„Aaaach, immer dieser Vorschriftenkram ...!“ maulte er, während sie ihm prophylaktisch, was sie sonst nicht tat, die Hintertür des Autos öffnete; für irgendwelche Auseinandersetzungen, auch wenn sie im Grunde nur: nicht ernst zu nehmendes Pubertätsgeplänkel waren, hatte sie jetzt keine Kraft – nach diesen schrecklichen Schlafzimmer-Szenen der letzten drei Nächte mit Konstantin.

„Dein Schwesterlein freut sich doch, neben dir zu sitzen oder –?“

– „Und wie!“ tönte es von hinten.

Dann waren sie endlich - es war sehr spät am Abend geworden, abgefahren.

Gottlob war es Konstantin nicht eingefallen vom Hauseingang aus zu winken, schauspielernd sich nichts anmerken zu lassen. Er hatte sich zuvor in seinem Arbeitszimmer hinter dem Laptop verschanzt und tat den Kindern, die ihre Sachen zusammensuchten, so als sei er da oben wie üblich unabhkömmlich.

Er und Elisabeth hatten sich in den letzten Monaten seelisch nur gegenseitig verletzt, diese kleinen Nickeligkeiten, mittleren Missverständnisse, dann Ärgerlichkeiten an der Zorngrenze häuften sich – und sie gingen nicht unbedingt von ihm aus, sondern auch von ihren Empfindlichkeiten. War es den Kindern nicht aufgefallen? Aber diese waren ja so mit sich selbst beschäftigt - vor allem mit ihrer verdammten Schule – *ihn* behandelten sie mit uninteressierter Ignoranz und *ihre Mutter* – als sei dieses das Selbstverständlichste von der Welt - nur als funktionierende Versorgungsinstitution und –bei verdächtig häufigem Fahrradausfall – als flexible familiäre Taxifahrerin.

Immer stand irgend etwas anderes, ganz Pragmatisches, an - zu mehr als organisatorischem Terminaustausch kamen die Eheleute fast nie...

Und Elisabeth dachte : Immer nur geben sollte sie – und niemand gab ihr etwas zurück. Konstantins böses Wort – dass sie frigide sei, eine Therapie machen solle – nagte noch immer in ihr – nein: so wie die Dinge nun einmal standen: Sie konnte nicht mehr mit ihm schlafen — und, ohne Frage, traf diese Ablehnung Konstantin tief in seiner Männlichkeit.

Immer und immer wieder hatte er sie zurück zu erobern versucht, aber sie wandte nur den Kopf von ihm weg, legte seine Hand beiseite – drehte sich wortlos ab. Er warf seine Apnoe-Maske in die Ecke und zog sich unten auf die Couch im Wohnzimmer zurück. Ein-, zwei-, dreimal war sie ihm nachgegangen, mit der Bitte zurückzukehren: ein-, zwei-, dreimal kam er mit – natürlich ohne Liebesakt. Bis sie dann keine Kraft mehr hatte einzulenken; und auch er verfügte über keine Zuversicht mehr – so war es gestern Nacht dann zum Eclat gekommen:

Er werde *nicht* mit zur Schwiegermama fahren, das sollten sie nun mal alleine tun. „Wenn du meinst“, hatte sie ihm entgegnet – immer dieses „Wenn du meinst ...“ womit sie ihm stets ein schlechtes Gewissen zu machen versuchte.

„Ja, ich meine!“ hatte er sie angeschrien, nackt - und sie bloß. „Nicht so laut – was sollen die Kinder denken ...“

„Ach – ich bin Euch alle so leid, so leid! Lasst mich doch endlich allein!“

Zum ersten Mal hatte er die Tür geknallt und das Weite gesucht – sich schnell noch seine Schlafanzughose schnappend – zur Couch, zum Laptop. Und ihr war es ebenfalls *völlig* egal.

Von den Zwillingsgeschwistern war seltsamer Weise keiner aufgewacht. Oder doch? - Gottlob spielten alle, wie immer, ihre Rollen perfekt.

Jacob hatte am Morgen *wohl* der Mutter angesehen, dass sie ganz geschafft war – und den nächtlichen Streit hatte er auch mitgekriegt- nicht ganz im Detail, aber er war alt genug, einiges davon zu begreifen.

Das Fahrangebot an seine Mutter hatte er eigentlich fürsorglich gemeint, er wollte sie nur entlasten.

– Aber wenn nicht – dann eben nicht.

Er klappte sich wieder die Kopfhörer zurecht und hörte, sich gleichsam aus allem ausklickend, seine laute, nur innerlich in seinem Kopf dröhnende Musik: Eminem – „Love: The Way You Lie“.

11

Frederik wusste nicht: warum – aber zu dem fremden neuen Dozenten fühlte er sich irgendwie hingezogen, wenngleich dieser bereits ein älterer Herr war – oder gerade deshalb: ein Exilgriecher mit beträchtlichem Vollbart und der Aura eines der olympischen Götter - wie Allvater Zeus oder Poseidon, dem Beherrscher der Wogen – diese reifen Männer von hohen Statur, muskulösem Leib trotz ihrer Jahre: keine schlanken Jünglinge mehr, aber nichtsdestoweniger von erotischer Kraft - wie man sie allenthalben in ihren glänzenden metallischen Formen in den entsprechenden Museen sieht. Er lehrte Theatergeschichte, gab auch ein Altgriechisch-Seminar - und versammelte, gleichsam als Exot, seit einiger Zeit eine Schar interessierter junger Studentinnen und Studenten um sich, mit der Absicht wohl, an der hiesigen Universität ein Theaterensemble zu gründen - in den letzten Semestern immer mehr nachgefragt..

Die Lagerhalle einer alten Fabrik war ihm dafür zugewiesen worden, ein Anwesen, das im Mittelalter einmal eine bedeutende Mühle gewesen war, also an jenem Flösschen gelegen, das unermüdlich den großen Waldsee speiste

und dann - seinen unter dessen Oberfläche unbeobachteten Verlauf nehmend – zum weiterführenden Hauptfluss wurde.

Der rüstige Sokrates hatte den größeren der zwei Säle für das Theaterspiel eingerichtet, mit Decken, Kissen, Teppichen - wie in einem Yoga-Raum (woher hatte er das bloß alles her – von seinen jugendlichen Fans?) Als Ausstellungsgalerie nutzte er den kleineren Saal, dessen hinteres Drittel er sich als Wohnung eingerichtet hatte, von einem riesigen Vorhang abgetrennt, der wie auf einer Bühne an ein aufgeblasenes Schiffsegel erinnerte; Maler und Bildhauer war er ja auch.

Man staunte nur, wie schnell er sich sein Klientel aufgebaut hatte – er weilte ja erst seit zwei, drei Semestern in dieser Stadt.

Das gesamte Gelände sollte eigentlich bereits seit einigen Jahren abgerissen werden – der Plan I war damals schon einmal ganz akut, so dass für Umbau-Expertisen und Finanzierungsvorschläge der verschiedensten Art sogleich Vermesser und Fotografen am Seeufer erschienen waren.

Frederik erinnerte sich nur flüchtig an diese Diskussion; er war gerade als Erstsemester in seinen neuen Studienort gekommen, wo er ja dann schicksalhaft auf Juliane getroffen war. - Irgendwelche politischen Gremien hatten dann plötzlich Einspruch gegen das Bauvorhaben erhoben – und alles war wieder – wie man so sagt – politisch eingeschlafen.

Und dann dieser Tage unvermittelt wieder der Neuansatz: Ein potenter Investor, der ähnliche Objekte in ganz Deutschland betrieb, hatte nun sein Kaufinteresse bekundet – in einem angeblich äußerst günstigen, ungemein attraktiven Deal für die Stadt – wie erst seit einigen Tagen durchgesickert war. Dem standen freilich mittlerweile historische Gutachten entgegen – nicht nur wegen der alte zum Gesamtensemble gehörenden Mühle, sondern auch wegen der drei Fabrikgebäude, deren Haupthaus inzwischen als Denkmal der regionalen Industriekultur ausgelobt war - und von dem Griechen als zur Universität gehörendes Atelier genutzt.

Frederik konnte als ehemaliger Jurastudent nur den Kopf über die neuerliche Posse schütteln: Ein anderer Jurist hatte herausgefunden, dass es wohl noch weitere Anrechte auf das brachliegende Gelände gab – man sprach von dem jüdischen Besitzer aus der Weimarer Republik, dem am Anfang der Nazizeit gerade noch die Flucht in die Vereinigten Staaten gelungen war. Genaueres sickerte aus dem Kreis der wenigen politisch Eingeweihten nicht durch. Klar war nur: Man war darauf bedacht, das Ganze - politisch korrekt – irgendwie zu einer gütlich Einigung zu bringen, bevor es zu einem gravierenden öffentlichen Problemfall werden würde, mit Studentenprotesten, Polizeieinsätzen usw. usf. Man bosselte wohl an sogenannten *Sondernutzungsrechten*, vielleicht im Sinne von *Kunst am Bau ... !* Begriffe, die Frederik nur noch erheiterten.

Er atmete befreit durch – gottlob: Jura hatte er ja aufgegeben! Mit solcher Materie mochte sich befassen, wer wollte; seine Gebiete waren gottlob nur noch Literatur und Kunst – und jetzt belegte er – in neuerlichem Entschluss - auch Theater, egal ob es dafür einen Schein gab oder nicht, was für Juliane immer so wichtig war; freilich: Sie hatte nicht den guten finanziellen Background wie er.

Sokrates hatte ihn zu ungewöhnlicher Zeit - für heute früh - zu sich bestellt: er solle seine „Lyra“, wie er sagte, also seine Gitarre , mitbringen, hatte der Alte noch mit sonorer Stimme in etwas gebrochenem Deutsch angefügt: Er habe Frederik bei der ersten Besprechung auf der Wiese im Kreise seiner Kommilitonen im Anschluss an die erste Besprechung des neuen Theaterprojekts aus der Ferne beim Gitarrenspiel beobachtet; er sei sicherlich sehr begabt; man müsse sich näher kennenlernen, nichtwahr?

Frederik hatte dazu etwas verwirrt genickt.

Die Sonne strahlte jetzt angenehm auf seine Arme – ein richtiger Jogging-Morgen war das. Von der Belegung des Theaterseminars hatte Frederik Juliane noch nichts gesagt, auch nichts von dem frühen Termin mit dem Dozenten.

Eigentlich hatte er damit gerechnet, dass in der Lagerhalle ein Gruppen-Warming-Up und dann die nächste Probenbesprechung stattfinden würde – aber er war im Gelände jetzt ganz allein.

Hatte er den Termin mit dem Griechen verwechselt – oder war das Ganze ein ehrenvolles Privatissime? Unsicherheit erfasste ihn plötzlich. Er traute sich nicht, in das Gebäude einzutreten. Um sich bemerkbar zu machen, schulterte er nun doch seine Gitarre ab und spielte das Vorspiel eines Songs an.

Der vollbärtige Grieche erschien in jugendlich leichtem T-Shirt unter dem großen Türbogen der Halle und hob die Hand zum Friedensgruß.

„Mach weiter – sehr schön, sehr begabt - mit deiner Lyra, Orpheus“, sagte er wieder sonor und erwartungsvoll - und musterte Frederik lange.

Frederik gewahrte in den großen Augen seines Gegenübers das gefährliche Blau des Meeres.

Aus unmittelbarer Nähe bellte ein Hund, kam aus der Wohnung des Dozenten herausgehechelt und fletschte den Burschen eifersüchtig an - ein richtiger Cerberus - mit gefährlich bleckenden Zähnen; sie waren mächtig wie die eines gierigen Hais.

Sokrates legte seine Hand auf Frederiks Schultern; der Jüngling erstarrte.

Der Alte nahm ihm die Brille aus dem Gesicht und erfasste ihn wie eine Meereswoge, so mächtig, so stark.

12

Konstantin hatte bemerkt, dass er im Lauftempo trotz gewisser Beschwerden schneller geworden war - als habe er diesen davonlaufen wollen. Er verminderte seinen Gang nunmehr, kam wieder etwas – auch ins seelische – Gleichgewicht.

Der Parcours am Waldsee, an dessen westlichem Ufer er gerade trainierte, zog sich weit hin, bevor er nach einer Schleife durch den Forst wieder zum Parkplatz zurückführte.

Auf der entgegengesetzten Wasserseite lag die Stadt mit dem schönen Blick - auch auf die berühmten Heiligenbrücke, die Fluss und See trennte, ein bemerkenswertes Panorama, womit in jedem Prospekt natürlich örtliche Gastronomie-Branche warb. Und am Südufer des Waldsees breitete sich malerisch das Jugendstil-Stadtbad mit seiner weiten, einladenden Strandwiese aus.

Konstantin war durchaus stolz auf seinen Heimatort.

Er war im Nordostviertel geboren, einem etwas heruntergekommenen Ortsteil, obwohl urkundlich gesehen der älteste: Im Mittelalter stand hier die große Mühle, die dann im Zeitalter der Industrialisierung von einem Sägewerk, schließlich einer Metallfabrik ergänzt worden war, ein schon zu seiner Kinderzeit ziemlich verfallenes Areal, von hohen Laubbäumen und dichtem Gestrüpp verdeckt, nahezu verwunschen; in der Nachkriegszeit ein Eldorado für herumstreunende Jugendliche, jetzt Teil des Unigeländes. Noch genau entsann er sich selbst mancher Abenteuer mit seinen Freunden hier im Gestrüpp. Dieses alles erwachte in ihm aus dem Dornröschenschlaf auf – wegen der neuerlich geführten Debatte, ob dieses Gelände nicht einem besseren Zweck zugeführt werden könne als nur Brachland zu sein - und genauer besehen ein unnützer Schandfleck. War es nicht wirklich höchste Zeit, aus den Überresten etwas zeitgenössisch Repräsentatives zu machen? Das Gelände grenzte schließlich an das Seeufer an; dort ein Grandhotel zu errichten, hatte natürlich etwas Faszinierendes – allerdings wäre es dann nötig, auch das Vorfeld mit den alten Fabrikhallen zu sanieren. Nur: es fehlte immer wieder der Gesamt-Investor. Noch dazu waren, wie erst kürzlich bekanntgeworden, die Besitzverhältnisse über die einzelnen Parzellen des riesigen Geländes recht unübersichtlich – und schon bereits der rigide Abriss der Gemäuer würde erhebliche Geldsummen verschlingen.

Konstantin wusste als Makler dieses alles genau einzuschätzen. Erst neulich im Kollegenkreis war das Thema wieder einmal angesprochen worden. Dieses Mal munkelte man freilich von einer im Entstehen begriffenen Bürgerinitiative gegen ein ebenfalls dort möglicherweise geplantes Einkaufszentrum – Konstantin Regenz atmete schwer; er ahnte, dieses Mal würde das Problem nicht mit Sicherheit nicht aus den Schlagzeilen verschwinden; noch war alles eine kleine Pressenotiz auf der hinteren Seite.

Gottlob, dass er *damit* nicht näher befasst war – er hatte genug Arbeit zu verrichten: geschäftlich bei der Konzeption von Verträgen zur Umwidmung von Acker- oder Wiesenflächen in Bauland - für die überall wie Pilze aus dem Boden sprießenden Vororte im Umland der Stadt; dazu gehörte ebenso der zu formalisierende Ankauf von dort befindlichen Mietshäusern, bisweilen sogar unrentablen, leerstehenden Gehöften.

Die kleine Kanzlei Regenz florierte in diesem Geschäft ganz gut ; Konstantin hatte alles im Griff; wengleich er mit Anne Wollnick, seiner alt-bewährten Sekretärin, bisweilen dem Gedanken nachhing, ob sie sich aus Überlastung nicht einer größeren Immobilien-Praxis anschließen sollten. Aber das verwarfen sie dann als Verlust der eigenen mittelständischen Identität – jedenfalls *noch*. Seltsam, was hatte - vor einigen Tagen dieser - plötzlich verschwundene Klient bloß von ihm gewollt?

Konstantin empfand plötzlich, wie sein rechter Fuß erlahmte.

Er trat im Laufen fester auf den Boden wie wenn er heiß aufzuckenden Assoziationen austreten wollte, wie aufzündelnde Flammen., die sich unter seinen Tritten jäh entflamnten.

Wider seine Gewohnheit blieb er nunmehr stehen; es schwindelte ihn leicht. Dann verharrte er - genoss es dann, ganz bewussten aus und dann wieder einatmend, allmählich zur Ruhe zu kommen.

Ein anderer Jogger überholte Konstantin, sich nicht um ihn kümmernd; war wohl selbst, wie ein Roboter stur, auf die eigene Richtung vorprogrammiert, so dass er neben sich nichts wahrnahm. Konstantin spürte, wie ein Gefühl der Melancholie in ihm hochkam. Ja, zur beruflichen Anspannung kamen nun auch noch die privat hinzu – oder implizierte die eine die andere?

Es würde sich, hoffte er, sicherlich alles wieder lösen - das mit Elisabeth – sicherlich hatte er mit seinen übergriffigen Reaktionen letzte Nacht, seinem Anwurf, dass sie frigide sei, *überzogen* ... Sie sollten ...

Ob er sie später *doch* anrief ...?

- Er raffte sich endlich auf und lief weiter.

Von ihrem einstmals so stolz betrachteten Töchterchen konnte Elisabeth – noch dazu in diesem pubertären Alter – an Verständnis wohl nichts erwarten, auch wenn sie es sich sehnlich erwünschte.

In auffälliger Weise war Tochter Svenja im Gegensatz zu ihrem Zwillingsbruder Jacob immer schon deutlich forscher und fordernder gewesen, so als konkurrierte sie schon als kleines Mädchen gegen die beiden Männer – Vater und Brüderchen – innerhalb der Familie. Vielleicht hatte Elisabeth als Mutter sie zu einem besonderen Selbstbewusstsein erzogen – und nun war sie ihr buchstäblich über den Kopf gewachsen... wie es – wie man hörte – wohl vielen Müttern ging. Je älter Svenja wurde, desto mehr hätte Elisabeth in der Tochter die Freundin, die wirkliche Vertraute gesehen. Andererseits war ihr deutlich, dass die Jüngere, Abhängige, dies von ihrer geistigen Reife her noch gar nicht leisten konnte. Im Gegenteil: sobald Svenja nur ein Quäntchen von in diese sensible Richtung gehenden Erwartungen spürte, wurde sie kühl, zynisch,

aggressiv, so als fürchte sie eine Vereinnahmung, gegen die sie sich, weil es ihr zu dicht wurde, mit Händen und Füßen wehrte; und die geduldig zelebrierte, nichtsdestotrotz zur Schau getragene Enttäuschung der Älteren ließ in der Tochter bisweilen sogar Hassgefühle entstehen, besonders dann wenn dieses Verständnis von deutlicher Nachsicht geprägt war; daann sollte es lieber zwischen den beiden „krachen“.

Merkwürdig, dies alles erinnerte Elisabeth an die Auseinandersetzung mit „Omi“, also ihrer eigenen Mutter, zu der sie nun fahren. Gottlob, ihr prekäres Verhältnis zueinander hatte sich in der Zeit von Elisabeths Schwangerschaft auf einmal entspannt; umso mehr - als dann sogar ein Zwillingspärchen das Licht der Welt erblickte. Aber natürlich: der Star war der Junge... die Kleine in lila, das Bübchen in blau - ganz klassisch, wie es sich nun einmal gehörte.

Über Konstantin, ihren Gatten, würde Elisabeth nichts Gezielteres sagen; darüber, was der eigentliche Grund war, weshalb er nicht zur Geburtstagsfeier der Großmutter mitgekommen war - sie hatte ihr kurz am Telefon, unmittelbar vor der Abfahrt – noch unter dem Eindruck dieser schrecklichen Nacht mit Konstantin – Mitteilung davon gegeben, dass ihm ein ganz wichtiger Termin dazwischengekommen sei; er würde es ihr im Laufe der Geburtstagsfeier wohl noch, sich entschuldigend, selber sagen; er sei schon auf und davon. Sie stockte --- Es klang wirklich alles sehr überstürzt.

„... auf und davon---? Elisabeth sag doch – was heißt das?“

Omi hatte offensichtlich sogleich bemerkt, dass irgendetwas nicht stimmte.

„Nein, Omi - Müttchen, ich habe mich da falsch ausgedrückt – es ist alles in Ordnung, glaub mir...“

Die alte Dame am Ende der Leitung hielt länger inne. Elisabeth musste sich äußerst beherrschen, dass es nicht aus ihr herausbrach. „Müttchen, was soll denn sein...?“

Dann, nach langer Pause, wie hingehaucht, die Antwort von „Müttchen“ - dieses ergebene „Wenn du meinst...“, das auch Elisabeth so gut beherrschte und offensichtlich übernommen hatte.

„Ich selbst werde, wenn Du erlaubst –zum Ersatz - etwas länger bleiben als sonst“ fügte sie noch an. „Die Kinder fahren nach deiner Feier gleich weiter – haben ihr Gepäck schon dabei – Jacob fährt nach mit dem Zug ins Gebirge weiter - zur Ferienwanderung mit Freunden; Svenja hat einen Sprachkurs in Italien und fliegt von München aus dann weiter nach Rom“.

„Schön, wie selbstständig sie sind“, erwiderte die Alte mit Contenance. „Gut erzogen habt Ihr sie, mein Kind. Nur *wirklich schade*, dass Konstantin nicht erscheinen wird.“

„Er ruft dich ja noch an, hat er gesagt - zur Entschuldigung“ wiederholte Elisabeth, abermals ausweichend.

Diese Lüge entfuhr Elisabeth schneller als denken konnte.

„Bis dann , meine Lieben...“

„Ja, Müttchen bis dann...“

„Ihr kommt bestimmt erst kurz vor Mitternacht an... Ich bin sowieso auf. Wie du weißt: alte Leute schlafen schlecht ...“

„Ja, wirklich - es ist alles etwas Hals über Kopf, ich gebe es zu ...“

„Macht nichts, freue mich... Tschüss.“

Elisabeth wusste, ihre Mutter mochte Konstantin. Und seit ihr bekannt war – das war jetzt fast zwanzig Jahre her - dass er Streuselkuchen mochte, hatte sie immer für ihn eine kleines „Begrüßungsblech“, wie sie verkündete, für ihn gebacken; Vater und kleiner Sohn, machten sich dann immer über das Naschwerk her; ein kleines bis dato noch festes Ritual familiärer Zuneigung war dies geworden ---

Elisabeths Herz pochte bis zur Halsschlagader vor Rührung.

Es war inzwischen dunkel und unübersichtlich auf der Landstraße geworden – vorn im Scheinwerferlicht kam etwas quer über die Fahrbahn; Elisabeth bremste scharf: Das schwere Gepäck der Kinder purzelte durch den Fonds über die Hintersitze und rollte auf Jacob und Svenja, die eingeschlafen waren.

Elisabeths Tasche auf dem Nebensitz war gänzlich leer – alles war herausgefallen und lag auf der Auto-Fussmatte: wie zur Dekoration, gebreitet. Der Wagen stand still.

Jacob hatte gleich, um wieder Ordnung zu schaffen, seine Rucksack-Taschenlampe zur Hand. „Das war knapp an der Bande ...“ meinte er, dann aussteigend, die Bremsspur überprüfend..

„Mutter – ich hätte *doch* am Steuer sitzen sollen ...“

Sie umarmte ihn, und auch Svenja, die die Sachen der Mutter wieder in die Tasche zurückräumte. Lächelnd hielt sie ein Päckchen Kondome in der Hand - „...ziemlich vergriffene Marke“ meinte sie trocken. „...wohl eine ganz alte Erinnerung – an euch früher?“ lächelte sie noch..

Elisabeth blickte die Tochter lang an; dann erwiderte sie stolz: „Was hast du denn erwartet, mein Kind?“ Svenja umarmte sie nochmals, ganz von sich aus – etwas verlegen wie es schien. Diese Geste war sehr erstaunlich.

Jacob saß bereits am Steuer... „Mutter – lass *mich* ...“

„Und wenn dann *wirklich* etwas passiert – Du weißt: *Ein* Unglück kommt selten allein“ .Sie strich ihm über den Kopf. „Jacob, bitte...“

Er schaute sie groß - mit Konstantins Augen – an.

„Na gut“ , sagte er schließlich „... ich will vernünftig sein...“

Er löste sich vom Sitz und machte ihr Platz.

Wie erwachsen, wie männlich er geworden ist, dachte Elisabeth.

Sie musste an ihre ersten nächtliche Autofahrten mit Konstantin denken.

Dieses Kondom da - in der vergilbten Packung ... nahezu zwei Jahrzehnte war es her ... Es hatte sich in einer Seitenablage ihrer Lieblingstasche versteckt – dieses *wirklich* freche Relikt ...

III.

14

Die Katze der Familie Regenz saß hungrig am dick verglasten Eingang des stattlichen Wohnhauses und wartete. Heute war alles anders als sonst gewesen -sonst war sie von Frauchen gefüttert worden, heute hatte es nach langer Zeit wieder einmal Herrchen getan – natürlich mit jenen Körnern, die sie gar nicht leiden mochte; und das von ihm hingestellte Schälchen Milch (wie kam er bloß darauf) verachtete sie schon seit Jahren; sie war schon längst zu Wasser übergegangen, natürlich ganz frischem: nach nur kurzer Zeit stand die Milch stinkend ab und war, wenn sie ihre feine Nase darüber hielt, für sie mehr genießbar; das war doch der Grund für den Wechsel in ihrer Trinkgewohnheit – wusste er denn davon nichts? Statt wenigstens eines der Fenster im Parterre geöffnet zu lassen, hatte Herrchen alles geschlossen; gottlob gab es den Streusand für Geschäftchen, wenngleich dieser auch schon überfällig war.

Herrchen – er war ja nicht unsympathisch, hatte aber eben: überhaupt keine Ahnung von der Psyche einer Salonlöwin.

Katze Diana hatte sich für diesen Tag ihren Jagdtrieb schon seit mehreren Stunden abgewöhnt, ihre Lauscher ständig in Richtung der Verkehrsgeräusche verdrehend, in der Hoffnung, dass Konstantins kleines Auto, mit dem er weggefahren war, endlich wieder zurückkehre. Die meiste Zeit hatte die Katze, wie Katzen es eben tun, wenn nichts Besonderes geschieht, vor sich hingedöst – auf dem wertvollen Perserteppich, der ihrer edlen Rasse genau zugemessen schien; bisweilen hatte auch tief geschlafen, sogar geschnarcht – weil ohne Apnoe-Maske. Dann war sie vom Summen einer Fliege aufgewacht, mit der sie – bis zu deren Tod in ihrer Tatze – herumgespielte. Es war ein ziemlich dickes Insekt, das selbst wohl Vergnügen empfand, im ganzen Haus verfolgt zu werden, in allen geöffneten Stuben - einschließlich der Jugendzimmer im oberen Stockwerk - trepp auf - trepp ab. Dieser Brummer krabbelte auf dieses und jenes , auf Tische, Couch, Stühle, Anrichten– das ganze wirkte wie ein raffinierter, etwas absurder Kameragang durch ein modern designtes modernes Haus ; in der Tat: Elisabeth hatte das alles mit viel Geschmack eingerichtet, perfekt wie aus einem Prospekt..

Ihre Beziehung zu Konstantin - seine zu ihr: Es war alles Plan abgelaufen – gleichsam in eine in Bilderbuch-Ehe mündend. Sie stammte aus den

wesentlich reicheren Verhältnissen – sie trifft bei einer Tanzveranstaltung auf den attraktiven Jurastudenten (im Nebenfach Betriebswirtschaft), ein fleißiger, trotz guter Manieren doch sehr ehrgeiziger, zielgerichteter junger Mann, dem ein Aufstieg par excellence gelang, im Bestreben, so schnell wie möglich aus dem beengendem kleinbürgerlichen Milieu herauszukommen in die noblen Vororte der Stadt. Kredite – vonseiten des Schwiegerpapas erleichtern, ermöglichen den entsprechenden Werdegang. Die eifrige Elisabeth ist eine junge gabte Bankfachfrau – mit der Aussicht, über Kontakte des Vaters in einer etablierten Finanzinstitutionen, wie man so sagt, in die höheren Etagen zu gelangen. Er gründet auf Rat eines Freundes des Schwiegervaters , eine eigene Kanzlei; wird binnen kurzem ein vielbeschäftigter, eigenständiger Makler, zunächst in einem kleiner zum Büro umgewidmeten Einzelzimmerwohnung; bald zieht er um in Stadtzentrum und macht sich in der Region einen guten Namen. Sie freilich erleidet den üblichen Karriereknick – aber sie nimmt es glücklich an: gleich zwei Kinder auf einmal gebiert sie ihrem Mann; von den Kollegen wird Konstantin für seinen fruchtbaren „goldenen Schuss“ beneidet; das tut seinem Selbstbewusstsein gut.

Elisabeth stürzt sich in die Erziehung ihrer Zwillinge - mit Aufwartefrau; sie hilft noch da und dort in ihrer Abteilung aus ; in den Zeiten von Kinderkrippe und Kindergarten, dann der Grundschule, verlegt sie ihre Aktivitäten auf einen recht gut bezahlten Drei-Tage-Job , zunächst in der Kanzlei ihres Gatten, dann

wieder bei ihrer früheren Bank. Dort ist spricht sie im Kundengespräch
durchaus mit Dezenz von den Makler-Aktivität ihres Mannes. In einer
Frauenzeitschrift wird sie sogar, ihres „Multitaskings“ wegen: als Vorbild für
andere junge Frauen porträtiert.

In Zwischenphasen kann sie es sich leisten, auch Nur-Hausfrau zu sein - freilich
mit Ehrenämtern in einem der internationalen Damen-Serviceclubs der Stadt.
Auf diese Weise begleitet sie flexibel den gegenwärtige letzte Abschnitt der
Gymnasialzeit ihrer Zwillinge; ihr Tag ist eng getaktet; dennoch sie fühlt sich
zunehmend nicht mehr ausgefüllt- was wird, wenn die Kinder *gehen* ?

Die Fliege hockt jetzt auf Jacobs unaufgeräumtem Schreibtisch; das Gewusel
dort verärgert die Katze ohnehin; es gibt es kein Entweichen mehr – Dianas
Todesstreich folgt .

Das Insekt fällt auf den Boden.

Ein Flugblatt segelt nach – ein Aufruf von Asta und Stadtschülerrat

- „*gegen* den Abriss der Alten Mühle“ -
- „*zur* Erhaltung der historischen Fabrik“,
- *zum* „Ausbau der Hallen als Alternatives Kulturzentrum“.

Ein karges Futter, so ein ephemeres Flügel-Geschöpf – für eine hungrige Jägerin, wie Diana es darstellt. Sie wendet sich ab.

Wann endlich kommt Herrchen und löffelt aus der Dose zumindest das schlecht schmeckende Nassfutter für sie heraus?

Diana lauert sehr lange im Hausflur – denn noch besser als dieser gequetschte Brei ist: Wenn Herrchen auftaucht und die gläserne Haustür öffnet ... dann wird sie schnell zwischen seinen Beinen auf die Straße hinausschlüpfen; und im Anschluss daran - es ist mittlerweile Abend geworden – huscht sie zur fleischigen Nachtwanderung in den Vorgärten des Villenreviers herum. Im Wachtraum hört sie die Mäuse bereits piepsen. Das lange Zuwarten wird sich lohnen...

Als sie auf ihrem Moped so gen Waldsee tuckerte, mit durchaus lautem Knarren – wie auf einem Hexenbesen - schien Juliane auf einmal bereit, *tabula rasa* machen zu wollen – *rigosos*.

Ja, einerseits tat es ihr leid, Frederik immer öfters auflaufen zu lassen; aber war es nicht Zeit dem ins Auge zu sehen, dass sie sich gegenseitig mehr schadeten als nützlich waren; ja „nützlich“ – das war, genau genommen der richtige Begriff. Wie lange noch würde er ihre Launen noch - mit Rücksicht auf ihre Beanspruchung durch die schwierige Magisterarbeit entschuldigen *können* - sie hasste sich in ihrem Verhalten ihm gegenüber schon selbst. Es war nicht nur die immer größer werdende körperliche Distanz, die im Laufe der Zeit von ihm ausging; es war auch seelisch eine Unausgeglichenheit zwischen ihnen entstanden, der man ganz ehrlich ins Auge sehen musste. Sie hatten geglaubt, ihre Zuneigung zur Literatur sei eine tragfähige Gemeinsamkeit; aber sie hatten doch einen gänzlich anderen Zugang zu ihr, so komplex wie sie war. In ihm zeigte sich eine unbekümmerte künstlerische Begabung, die ihr, von ihrem analytischen, auf höchstem Erwartungsniveau befindlichen Verstand her,

zunehmend lästig war. doch eher lästig war. Sie erkannte zu scharf, wie vieles seiner Gedichte oder Prosaskizzen, die er ihr zur Lektüre hinschob, zweitrangige Lesefrüchte waren, im besten Falle unausgegoren genialisch. Er bedurfte der Anlehnung, der Bestätigung, nicht ihrer Ironie - oder späteren Anfuhr sogar. Anfangs merkte sie noch, dass sie ihm weh tat und überging das – „sehr schön ...“ mit einem intensiven Kuss, dann schließlich ließ sie ihn gleichsam schmoren und überließ ihn – nebenan im Zimmer - seiner Gitarre und seinen Songs . Hatte er geglaubt – nur weil *sie ebenfalls* Germanistik studierte, dass sie deshalb im Gleichklang miteinander seien? Ein , wie sich herausstellte, an ihnen nagendes Missverständnis.

Wen suchte er in ihr – seine Mutter? Und wahrscheinlich hatte ihre *eigene* den Vater so behandelt wie *sie* jetzt Frederik...Aber vielleicht benötigte er diesen harschen Umgang mit seiner Person ja auch für seine eigene Entwicklung und – diesen melancholischen Rückzug des Unverstandenen in sich selbst; als Quelle zu immer reifer werdender Inspiration.

Und was sie selbst anging?

Mittlerweile hatte sie erkannt, dass die Wahl dieses Studienfachs *doch* weniger ein Ausdruck eigener Passion gewesen war, sondern Abgrenzung gegen ihre so lebenspraktische Mutter. Sie hatte also mit ihrer grundsätzlichen Einschätzung der Tochter, in ihrem Ratschlag für sie, ins Bankfach zu gehen, nicht – wie

man so sagt – falsch gelegen. inzwischen hatte sich Juliane mit der zunächst ziemlich ungeliebten Kommunikationstheorie arrangiert und sogar die recht sperrigen Linguistik entdeckt: also mehr die konkreten Realien ihres Studienfachs, fand immer weniger Interesse an den zum Teil verstiegenen Philosophien des Literarisch-Dichterischen, dieser Hirngespinnste von zum Teil lebensunfähigen Psychoathen; so harsche entwickelte sich ihre Einstellung dazu; . diese dort unausgesprochenen zweiten Bedeutungsebenen fand sie schließlich geradezu weltfremd. In diesen lebte ja auch Frederik...

Neulich hatte er ihr eine Kurzgeschichte vorgelegt - aus der Katzen-Perspektive, die den ganzen Tag einer Fliege auflauert und in den Nächten durch die Gärten eines Villenvorortes streunte – absurde Albernheiten das, mit einem Wort: kafkaesk.

Der verwöhnte Musensohn aus etablierter Familie und sie, die pragmatische Kämpferin: dauerhafte gemeinsame Perspektiven waren einem solchen Gespann wahrscheinlich wirklich nicht verliehen.

Während Juliane also immer gesetzter wurde, gebärdete Frederik sich immer flippiger – schon an seinem immer furioser werdenden Haarschopf zu ersehen. Eines Abend erschien er und hatte für sich sogar einen Männer-Ohring mit gebracht; es fehlte nur noch, dass er sich auf seiner flaumigen Brust tätowieren ließ – zumindest hatte er ihr dies – sie amüsiert provozierend – für

nächstens angekündigt – was er dann aber –bisher – unterließ. Er blieb - mit seiner charmanten Weichheit- eben immer noch stets der liebenswerte „großer Junge“.. Mit seinen schönen Augen , hinter der Nickelbrille hatte er sie mit dem Piratenohrring entwaffnend angezwinkert, wollte sie umarmen – „... warum bist du so spießig , mein Schatz...“. Aber sie hatte sich , obwohl sie ihn in diesem Moment heiß beehrte, abgewandt, reflexartig; wie es in der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens ihre Mutter bestimmt dem Vater gegenüber hatte. Aber überrollen lassen wollte sie sich nicht von ihren Gefühlen. Nur wenn sie schließlich, bei angestauten Problemen, anlehnungsbedürftig, des Trostes bedurfte, kam sie zu ihm, meist in der Nacht.

Dann lag er ihr bei, zumeist, was er besonders liebte, auf ihrem Po, freilich als einer, der nicht ganz bei ihr angekommen war – so spürten sie sich - eher wie Brüderlein und Schwesterlein – in wärmender Inzucht...

Was der genaue Grund dafür war, dass der Vater sich damals von ihrer Mutter getrennt hatte: Juliane wusste es nicht; das bleibt zwischen Mutter und Tochter ein Tabu. Sie beide, die große und die kleine Frau, hatte ihn verstoßen. –Über Gerichtsbeschluss war zwar die Möglichkeit gegeben, ihn zu sehen – aber Mutter und Tochter schotteten sich ab. Den familiären Mangel überspielte Juliane ihren Freundinnen gegenüber mit dem Stolz und der Selbstständigkeit eines auf sich gestellten Schlüsselkinds. –

Letzte Woche, als ihre Mutter sie wieder einmal besuchte, bei dem Treffen auf der Terrasse des Waldsee-Restaurants, hatten sie sehr indirekt das Thema der frühen Trennung vom Vater in einem Nebensatz gestreift – Mutter hatte geklagt, dass sie sich zunehmend einsam fühle -

„Und was macht Frederik – stützt er dich, liebt er dich noch?“ hatte die Mutter .

-„Mama, ich weiß nicht – mit Frederik ...“

Ihre Mutter hatte sie entsetzt angestarrt , so als habe sie schon lange auf eine unangenehme Nachricht gewartet.

„...nimmt er Drogen?“ fiel sie der Tochter ins Wort

„Nein, so etwas ist es das ist es doch nicht“, antwortete sie, schon bereuend, dass sie unnötigerweise Frederiks Namen ins Spiel gebracht hatte.

Mutters Gesicht versteinerte.

„Dass du dich jetzt nicht von Beziehungsdingen ablenken lässt – Du stehst in wichtigen Prüfungen, Juliane“.

„Natürlich nicht, Mutter. Wie *kommst* du darauf?“ .

Juliane merkte, das Gespräch bekam jetzt genau *den* kahlen Verlauf, den sie nicht wollte. Die Reaktion ihrer Mutter schien ihr so typisch ... Sie raffte ihr

Halstuch zurecht und winkte dem Ober.

„Ich habe gleich Seminaranschluss“, erklärte sie „Ich hatte ganz vergessen, es dir am Anfang zu sagen.“

Juliane spürte, dass ihre Mutter damit einverstanden war, dass alles, was in die Nähe einer psychologischen Problematik geraten konnte, hiermit sofort abgekappt wurde..

Der Ober war gekommen, eine hochgewachsene älterer Bohnenstange.

„Es ist dir doch recht, Mutter?“

„Aber natürlich – mein Zug geht in einer halben Stunde...“

War Mutter jetzt etwa pikiert?

Die Mutter nahm das Portemonnaie und ließ sich vom großen Schein, abzüglich des Trinkgelds, mit Münzgeld herausgeben. „Ich hab’s im Augenblick nicht anders...“ entschuldigte sich der Kellner in etwas radebrechendem Akzent, mit nobler Verbeugung.

Juliane umarmte die Mutter beim Abschied dieses Mal nicht, schwang sich schnell, auf ihr Moped. .

Mutter kam noch ganz dicht an sie heran.

„Er ist doch so ein Netter; die Männer brauchen Zeit. Du musst auf ihn zugehen, Juliane “ sagte sie noch und winkte dann der laut Abfahrenden.

„Hätte sie das damals: nur selbst getan - beim Erzeuger ihres Kindes; jetzt redet sie klug“, dachte Juliane verbittert und gab Gas.

Im Rückspiegel sah sie, wie ihre Mutter ein Taschentuch aus ihrem Handgepäck nahm und sich schnäuzte.

Juliane drehte in der Stadt noch mehrere unnütze Runden; gleichsam um sich wieder einzufangen. Dann bog sie in die Allee zum Waldsee ein; wie jetzt.

Frederiks Tuch flatterte im Wind.

16

Es war einer der immer seltener gewordenen Fälle, dass die gesamte Familie Regenz einmal etwas Gemeinsames unternahm. Früher als sie – vor allem die Kinder - noch I jünger gewesen waren, war dies mit längeren, manchmal sogar mit Wochenend-Ausflügen verbunden. Konstantin hatte sich in diesem Fall immer einige seiner Akten mitgenommen, die er dann samstags- oder sonntagmorgens, während die anderen noch im Hotelzimmer schliefen oder sich langsam zum Frühstück fertig machten, mit Disziplin durcharbeitete, bisweilen sogar Frau Wollnick, die Unentbehrliche, über das Handy kontaktierend, die offensichtlich nichts gegen diese unbezahlte Wochenendbereitschaften hatte. Sie war alleinstehend und lebte gewiss nur für die Kanzlei. Oftmals musste sich Regenz eingestehen: ohne sie wäre er nicht so erfolgreich geworden - mit ihren umfangreichen Beziehungen in der höheren Gesellschaft der Stadt. Frau Wollnick war übrigens Mitglied im

hiesigen Damen- Serviceclub, hatte in ihrer Präsidentinnen-Zeit, Frau Regenz, erworben - ein Standortvorteil quasi für Konstantin, worüber ihn mancher Kollege beneidete. Etwas oberflächlich gesehen gehörte Frau Wollnick also mit zur Familie, wenngleich sie immer die gebührende Zurückhaltung wahrte, nie aufdringlich sein wollte.

Konstantin genoss es, von seiner kleinen Familie umringt zu sein –selten genug. In späteren Jahren geschah das noch seltener; und die Familienausflüge endeten bei seinen beiden Sprösslingen und seiner Frau dann stets nur beim Shopping in irgendeiner Einkaufszone irgendeiner nahe gelegenen Ortschaft, wo sie ihr Hotelquartier aufgeschlagen hatten. Gutgelaunt zeigte er sich an solchen Spätnachmittagen von seiner großzügigen Seite. Diese hatte er sich erst ganz allmählich erarbeitet: zu sehr war er doch noch befangen in den Erfahrungen seiner sparsam bemessenen Kindheit und Jugend im Nordviertel der Heimatstadt – davon also, wie seine früh verstorbenen Eltern jeden Pfennig dreimal hatten umdrehen müssen, wie die Redewendung sagt.

Während Elisabeth mit der halbwüchsigen Tochter den restlichen Spätnachmittag in Boutiquen zubrachte, und der Sohn in einem weit ausladenden Phonogeschäft untertauchte, genoss Konstantin parallel die ihn umgebenden Einkaufsturbulenzen in einem Cafe des Einkaufscenters und las, dort sich entspannend, bunte Zeitschriften, die den Verzehr angenehm

steigerten - jedenfalls keinesfalls trockene Schriftsätze oder juristisch ausgefeilte Abhandlungen. Die Rolltreppen des riesigen Kaufgeländes schaufelten immer wieder Kunden ins obere Stockwerk; in dichten Trauben drängte sich Kundschaft in offenen gläsernen Läden hinein. Man musste staunen, dachte Regenz, woher denn all diese Kaufkraft kam. Und vor allem: da und dort sollten noch weitere solcher Mammut-Umschlagplätze entstehen. In vielen Fällen erwiesen diese sich ja dann –nach großem Werbetamam, als Fehlspekulationen, fristeten ihr Dasein – bis zum nächsten Abbruch – als Investitionsruinen: riesige abgehalfterte trojanische Pferde, nachdem gleichsam die kurze, brutale Verkaufsschlacht beendet war.

Er grinste über seinen Vergleich mit der griechischen Sagenwelt; nun ja: manche dieser hochgestylten Areale glichen in ihrem Bombast antiken Tempeln. Solche grotesken Folgen gingen den Makler im Vermittlungsgeschäft ja nichts weiter an: hatte dieser erfolgreich seine Provision eingestrichen, war für ihn die Sache erledigt, Seriosität hin oder her.

Dass Konstantin an Tempel dachte, fand seine Begründung darin, dass er sich schon immer auch für Architektur interessiert hatte. Eigentlich hätte er gern dieses Fach studiert, aber dazu fehlte ihm natürlich, von seiner Herkunft her, der nötige finanzielle Hintergrund. Immerhin betrieb er nunmehr eine Kanzlei; das Geld dafür freilich hatte Elisabeth in die Ehe mitgebracht –als Mitgift, wie

man das früher nannte. Aus dieser Sicht betrachtet, war er im Grunde nur ein gehobener Angestellter von Elisabeths reichem Clan; aber das verdrängte er lieber. Es überfiel ihn auf einmal das Gefühl, wie klein und schwach er eigentlich war; alles entpuppte sich, analytisch gesehen, bloß als geschickt verdrängte Symbiose; er fühlte sich plötzlich minderwertig, auch der Wollnick gegenüber...

Konstantin zuckte zusammen und hatte das merkwürdige Gefühl, als stehe er neben sich. Diese ihn quälende Vision beschlich ihn in letzter Zeit öfter. Sein Auge fiel auf eine Schlagzeile der heruntergefallenen Regionalzeitung; der unscheinbare Einspalter gab Kenntnis davon, dass im Stadtrat demnächst wieder über die Bausubstanz an der Alten Mühle beraten werde.

Ob Regenz nicht – trotz aller bisheriger Zurückhaltung - da einsteigen sollte? – Aber wahrscheinlich war, was die endgültigen Entscheidungen betraf, alles bereits vorgemuschelt. Die Tatsache, dass nur ein kleiner Artikel darüber veröffentlicht worden war, erhärtete für ihn seine Vermutung, dass alles mit politischem Understatement betrieben werden sollte.

Svenja und Elisabeth näherten sich seinem Tischchen, große Einkaufstüten im Schlepptau..

„Na, *wirklich* etwas gefunden ...?“ frotzelte er, auf ihre Verspätung anspielend.

Und die beiden nahmen den ironischen Tonfall gleich auf.

Der Tochter entfiel aus dem überfüllten Beutel eines der drei Gepäckstücke, sie hob sie es auf und gab unvermittelt ihrem Vater einen knappen Wangenkuss.

„Du schenkst mir doch etwas davon - zum Geburtstag – als Vorschuss - Papa ... nicht?“

Wer hätte einer solchen Attacke widerstehen können?

Bald würde Svenja eine richtig erwachsene junge Frau sein - und - wie Konstantin - weniger als Vater denn als Mann stolz feststellte – auch sehr, sehr attraktiv ...

Dass die ohnehin auch schon früher knapp bemessenen familiären Gemeinsamkeiten - bis auf die bisweilen durchgeführten pragmatischen Einkaufsrituale – mit zunehmendem Alter ihrer Kinder immer spärlich werden würden, war dem Elternpaar Regenz Elisabeth weitaus schmerzlicher als Konstantin: die Ausnahme bildeten die Geburtstagsbesuche bei Oma. Dass er morgen nicht bei Schwiegermama mitfeiern würde – die absolute Ausnahme war das – er konnte sich nicht daran erinnern dabei, jemals gefehlt zu haben. Die alte Dame würde sich nichts wegen seiner Abwesenheit anmerken lassen – und Jacob aß dann wohl den Begrüßungskuchen mit seiner Zwillingsschwester allein. Elisabeth mochte Apfelstreusel nicht; darin war sie sich mit ihrem eigenen Vater schon immer einig gewesen ; natürlich war dies immer ein doppelter, gar dreifacher Grund für Oma gewesen, den Kuchen – später mit ordentlich viel Schlagsahne darauf - für die restlichen Familienmitglieder zu anzurühren.

Elisabeths Vater hatte ein plötzlich auftretendes Anorisma dahingerafft, kurz vor der geplanten Weltreise, die er sich noch intensiv plante – ein von allen Managerkollegen und von der Mitarbeiterschaft aus allen Etagen

hochverehrter, betont korrekter Mann; noch dazu war er ein Freund der Künste, für deren umsichtiges Sponsoring er sich im Aufsichtsrat engagierte, ein beschlagener Gemäldesammler dazu, wie das Haus der Großmutter noch heute in diversen Zimmern und Fluren auswies. Mit ihm hatte der ehrgeizige Schwiegersohn oft und intensiv über Architektur gesprochen; er bestärkte Konstantin auch darin, in all seinem geschäftlichen Gebaren immer seriös zu bleiben – das sei aufs Ganze gesehen die nachhaltigste Art, sich durchzusetzen – . Mein Gott, dachte Konstantin: Dass es immer die besten traf!

Man munkelte nach dem Tode des Schwiegervaters , er sei auf seinen zahlreichen Dienstreisen regelmäßig bei einer jungen hübschen Archivarin abgestiegen, seiner Muse offenbar - ein Verhältnis, das man ihm nachträglich durchaus verzieh, von dem aber in Gegenwart der Schwiegermama, auch ihrer Tochter, nie die Rede sein durfte, als beflecke bereits der Hauch einer Andeutung daran ihrer beider Idealbild von ihm; diese Faser seines Wesens blieb ein Tabu.

Nach dem erschreckenden Tod ihres Gatten hatte sich Schwiegermama erstaunlich bald wieder erholt, ihr geliebtes Enkelchen Jacob umso mehr verwöhnend; erstaunlich war, dass Svenja , seine Schwester, dies ohne Eifersucht gewähren ließ. Sie trauerte ihrem geliebten Großvater auf andere Weise nach: hatte in süßer, zierlicher Kinderschrift einen Brief an den Toten

verfasst und ein wunderschönes Bild für ihn gemalt. Sie hatte beides dann, wie eine kleine Schamanin, verbrannt und die Asche davon in einem zierlichen Glas im Garten: im Gebüsch nahe der Sonnenblumen vergraben.; sie ging auch nie gern mit zu Großvaters offizieller Grabstätte auf dem Friedhof, sondern gedachte seiner lieber hier an dem Beet, als verbinde gerade dieser Ort sie beide in besonderer Art.

Auf welche Gedanken er auf einmal kam, dachte Konstantin... im Dauerlauf anhaltend, nach Atem ringend, sich langsam vorbeugend ... Er stemmte beide Hände in die Hüften und bedeckte sie, weiterstreichelnd, an jenen Stellen, wo die unter der Haut die schmerzenden Nieren lagen. Ach, die ausströmende Wärme tat ihm wohl. Konstantin erinnerte sich, hier in den letzten Wochen bereits Stiche, Reißen, empfunden zu haben, auch im Rückenbereich und in der Leistengegend – er hatte aber gar keine Zeit gehabt, sich näher damit zu befassen - etwa einen Arzt aufzusuchen. Auch dass ihn in letzter Zeit eine gewisse Erschöpfung befiel, hatte er wegdrängt.

Auf alle Fälle ließ er sich jetzt darauf ein, dass dies alles gewiss nicht bloß ein unverdächtiges Seitenstechen war; hatte er nicht heute Nacht, als er zur Toilette ging, sogar etwas braunes Blut im Urin gehabt? Doch das war ihm alles wie eine optische Täuschung vorgekommen, denn gottlob – sein Geschlecht

war ja erregt; er verspürte – trotz allem, oder gerade deshalb - –musste er wohl sagen – noch männliche Lust- er musste plötzlich an Elisabeth denken.

Er sah sie vor sich, wie sie noch gestern in der von Sommer-Gestirnen erhellten Nacht auf den Garagenplatz ihrer elterlichen Villa einbog, Sie spürte, wie ihr Unterleib sich ebenfalls verhärtete, als schlug ihr alles schwer auf die Nieren und sie verschloss sich vor allem. . Insofern hatte ihr Mann schon ganz recht, wenn er sie in unmäßigem Zorn „frigide“ schalt.

So weit war es nun mit ihnen gekommen.

Ob ihnen eine Partnertherapie da noch half? Aber wer sollte sie einfädeln, wer konnte das vermitteln?

Ogleich es mittlerweile schon so spät geworden war, begrüßte Omi die beiden Enkel bereits an der Haustür; , sie waren der Wartenden freudig entgegengereilt.

„Anstrengende Fahrt?“ fragte sie ihre Tochter, die ganz langsam ausgestiegen war – seltsamer Weise mit ihrer Handtasche herumhantierend - als ob diese so wichtig wäre,

„Besonders lang dann im Dunkeln – dabei haben wir eine sternklare, helle Nacht...“ entgegnete Elisabeth und umarmte die Mutter ungewöhnlich lang, als ob sie sich an einem Felsvorsprung festhalten wolle.

„Ich wäre ja gern *gefahren* ...“ frotzelte Jacob dazwischen, „aber Mama wollte es nicht“.

„Angeber“, lachte seine Schwester und strich sich die Haare aus dem Gesicht.

Das Erstaunliche an dem bärtigen Athanasios, genannt Sokrates, war: Wie aus dem Nichts in der Universitätsstadt aufgetaucht, galt er schon bald – mit seinem etwas unheimlichen Guru-Image - als Geheimtipp in der studentischen *scene*, namentlich bei denen, die in den Literaturwissenschaften nach etwas anderem suchten als bloß Interpretation und Analyse; das kam zur Zeit einem weit verbreiteten esoterischen *feeling entgegen*, das auch in Amerika, etwa mit der dortigen Hermann-Hesse-Welle um sich griff. Juliane wunderte sich nicht: Das Angebot von Athanasios wurde auf diese Weise schnell in den Universitätsbetrieb integriert; seine Seminare in das Vorlesungsverzeichnis mit aufgenommen – als vielversprechende Theaterwerkstatt.

Gewisse, nicht näher spezifizierte Absonderlichkeiten verstärkten noch den fast legendär werdenden Ruf des Griechen.

Ihr Fall war der alte auf sie irgendwie masochistisch wirkende Macho gewiss nicht: diese zwiespältige, ja unheimliche Mischung aus Zeus, Homer und Teiresias, Sophokles und Platon ; mit wilden Zotteln ging er herum, in Sandalen, kupferbraun gebrannt - so wie die Erstsemester sich eben einen angeblich genialisch zupackenden Künstler vorstellten – noch dazu aus der Wiege der europäischen Kultur: aus Hellas. Er war Schauspieler, Bildhauer und Maler und in dieser Kombination natürlich für alle intuitiven Geister ein Magnet.

Die Ausschreibung hatte er in einer auch in seinem Heimatland zu lesenden deutschen Tageszeitung entdeckt, sich sogleich beworben und war - als einer von mehreren Kandidaten - mit mancherlei Erwartungen vom Institutsrat, namentlich der studentischen Fraktion, angenommen worden, weil er belegen konnte, dass er - über einige Studienjahre in Berlin – der deutschen Sprache – durchaus kundig war; auch nicht zuletzt, weil man ihm die Zusage abringen konnte, einen Altgriechisch-Kurs anzubieten. Dem Einwand, er sei doch vielleicht bereits zu alt, wurde entgegengehalten , dass er kurz zuvor noch in leitender Verantwortung in jener griechischen Schauspieltruppe gearbeitet hatte, die alljährlich zur Sommerszeit in Epidauros auftrat, in dem berühmten, dem Gott der Heilkunst Askelepon geweihten Amphitheater. Der Mann hatte also Erfahrung – und er würde zweifellos bald ein bedeutendes Antikenprojekt auf die Beine stellen: Gewiss beste Anreize dafür bieten würde ihm die große

Halle der Sägewerksfabrik bei der Alten Mühle , auf die die Universität ohnehin wieder einmal deutlich Besitzrechte geltend machen musste – warum nicht vermittels eines Kulturevents. Eine große Tragödie sollte das sein: *Des Aichylos' Orestie*.

Nichts wünschte der Dozent mehr als dieses mächtige Werk mit den jungen deutschen Studenten zu stemmen – eine eigene deutsche Fassung, in Anlehnung an bestehende bekannte Übertragungen, hatte er dafür geschaffen - der künstlerische Traum seines Lebens sollte in Erfüllung gehen: den Chor der Frauen und Männer, die großen Sprechpartien , alles hatte er im Kopf schon besetzt – bis auf die Besetzung des Orest.

Nun stand dieser –bei Zeus! - in Gestalt Frederiks vor ihm...

Inzwischen hatte der Cerberus mit seinem Bellen aufgehört, die Zähne jedoch immer noch fletschend.

Athanasius bedeutete Frederik, er möge ihm in die Halle folgen; er sah den Jüngling unverwandt an –als erinnere er sich an etwas, das er noch nicht zu orten vermochte; er kam dem jungen Mann ganz nahe, umarmte ihn; dann fasste Athanasios Frederik am Handgelenk und zog ihn freundlich mit sich.

Und der blonde Student folgte dem Sog - vorbei an einigen mächtigen Kalk-Skulpturen mit ihren in sich gedrechselten erotischen Körpern, fast

ausschließlich männliche übrigens, mit schön geformten Muskeln überall an Leib und Gliedern, wie – so erinnerte Frederik sich – Gestalten am Meeresstrand in seiner Kindheit. Des weiteren führte der Grieche ihn an einer Serie Bilder mit großen Rahmen entlang, die in unterschiedlichen Varianten die siebenstrahlige Gloriole von Helios, dem Sonnengott, und geflügelte Erinnyen zeigte. Schließlich lag Frederik – er wusste nicht, wie ihm geschah – neben Sophokles auf den weißen weichen Matten, die dort wie kleine Sandhügel – Dünen gleich - ausgebreitet waren, das riesige Leinen-Segel war wie ein Schutzschirm hoch über ihm ausgebreitet, während der Dozent durch Frederiks hell gekräuselttes Haar strich und seinen zarten Wangenbart streichelte. Er nahm ihm die Brille ab und küsste ihn plötzlich intensiv; Frederik ließ es gewähren, wie eine der Skulpturen erstarrend; er spürte - es war ihm vertraut, es war ihm angenehm.

Räucherstäbchen verbreiteten süßen Duft; und aus einer offensichtlich vorbereiteten irdenen Kanne goss ihm der Dozent Tee in eine wie eine Muschel geformte Keramikschale Tee und lud ihn ein, mit ihm zu trinken.

Alles schmeckte sehr würzig- war es ein Aphrodisiakum? Dergleichen Drogenähnliches hatte Frederik noch nie zu sich genommen, er wurde leicht benommen, fühlte sich in seine Kindheit zurückgleiten; er spürte sein Herz pochen, aber auch, wie seine Befangenheit, nein: seine Furcht allmählich

wich. Eine große Sehnsucht erfüllte ihn; und er sank leicht zur Seite. Athanasios hatte sich an ihn gelehnt; sie berührten sich nun ganz lange - von Mund zu Mund, wie eine Beatmung . – länger als bei der Kostprobe vorhin. Dann zog Athanasios sein T-Shirt aus, und Frederiks Hemd über dessen Kopf; den schmiegte er sanft auf ein Kissen.

Wie die Wärme der Mutter quoll es in Frederik auf, während der Ältere ihn ganz dicht an seinen pelzigen Leib rückte. Dann, im sich steigenden Rausch, entblößte Athanasios sich und den jungen Mann; er presste lustvoll des Jünglings Lungenflügel wie einen der See entrissenen Körper, der am Strand dem Leben zurück zu erobern war – immer wieder – immer wieder mit voller Muskelkraft , wann kam er denn endlich?

Frederik suchte die Hand der Mutter; sie legte die Hand auf ihre Augen , das sie das Geschehen nicht mehr wahrnehmen wollte; sie wollte ihn hinweg-, auf die andere Seite drehen -- doch er tat es von ganz allein.

Ihn inbrünstig umklammernd, hielt Athanasios Frederik von hinten mit beiden Händen an den Schultern und presste sich fest in dessen Po – es war wie ein scharfer Biss Nun waren sie eins ...

Frederik fühlte sich zum ersten Mal nach einem Erguss zutiefst befriedigt ... Sie atmeten dann, nach vollzogenem Akt, eine, ein Ewigkeit lang - völlig erschöpft ein und aus: ; der junge und der alte, jeweils dicht behaarte

Brustkorb senkten und hoben sich im gleichen Takt, Schweißperlen glitzerten .
Der Hai schwamm davon, während der Alte Frederiks Hodensack und Penis
küsste und den Rest des dort noch nachquellenden Samens mit gieriger Zunge
verschläng.

„Mein Orest“, stammelte Athanasios , „... ihr Götter - mein Orest“.

Frederik war, als sähe er im Hintergrund seine Mutter wie die Statue einer
großen Göttin auftauchen – eine entsetzte Hera . Oder war es nicht vielmehr
die verstörte Juliane?

In einem neuen Anflug von Lust ritt der schwere Grieche nun abermals auf
Frederik: lächelte - und lächelte immer wieder als freute er sich, dass der
junge Körper unter ihm wieder erstand. Der Hai aus Frederiks Albtraum
schwamm gierig herbei - und der Jüngling fürchtete um sein Geschlecht.

Das große Segeltuch über ihnen kam endlich zur Ruhe, und Frederik wieder zu
sich. Cerberus hechelte in seinem Gesicht herum, während der über ihm
stehende Dozent, wieder mit seinem T-Shirt bekleidet, ihn an der Hand
emporzog. „Du bist bestimmt hungrig, nicht?“ Frederik folgte ihm nackt an
den hölzernen Esstisch, wo schon ein griechisches Mahl bereitstand.

„Komm, iss“, sagte Sokrates und schob ihm den Broteller hin, ihn wieder ganz lange , mit aufblitzenden Augen musternd. Es war zwischen ihnen eine Stimmung wie zwischen Zeus und Ganymed, oder noch vertrauter: wie zwischen Vater und Sohn. Dass sie es *wirklich waren*, wussten sie natürlich nicht.

Cerberus brachte im Maul Frederiks Bekleidungsstücke an; und Frederik bemerkte erst jetzt, dass er fror.

„Ich mag dich,“ sagte er schließlich zu dem Alten, sich Hosen und Hemd überstreifend. Der nickte.

„Ja“, erwiderte er mit großer Entschlusskraft und küsste ihn auf die Stirn.

Den scheuen, charmanten Frederik beförderte der Dozent - in seinem Antikenprojekt - zu aller Verwunderung - natürlich ohne Brille - zu seinem Orest.

19

Auf ihrem Mofa fuhr Juliane, vom Vorort im Nordwesten her kommend, nun in jene Kurve ein, die den Blick auf den gegenwärtig in der Sonne glitzernden Waldsee freigab. Es war freilich ein seltsamer Druck in der Luft zu spüren; Föhn würde kommen; Juliane war empfindlich dafür; besonders wenn sie fühlte, dass ihre fruchtbaren Tage begannen.

... Sie steuerte den kleinen Abstellplatz für Fahrräder an, der dann zum Laufparcours führte – eine lange, zwischen den Bäumen sich hinschlängelnde Strecke, die kurz vor dem südlich gelegenen großen asphaltierten Autoparkplatz endete. Das in einer Plastiktüte verwahrte Buch nahm sie natürlich mit, es würde ihr dann in einer Dauerlauf-Pause am Seeufer pragmatische Gesellschaft leisten. Baden durfte man an diesem Abschnitt des Waldsees leider nicht. – Sie würde jedoch an einer hinter dichtem Gebüsch verborgenen Anlegestelle am Seeufer ihr T-Shirt ausziehen, den Büstenhalter desgleichen, und beides neben Frederiks schönes Tuch legen, das soeben im

Fahrtwind noch ihren Hals umflatterte ; groß genug , sich darauf zu legen, war es gewiss. Sie spürte auf einmal Lust, sich während der Buchlektüre die entblößten Brüste von der Sonne bescheinen zu lassen; sie waren noch weiß. Juliane spürte, wie sie sich innerlich regten. Sie fand – nach einiger Zeit des Spurtens eine dicht bewachsene, unverfängliche Stelle , gar nicht weit ab vom Uferpfad, noch unschlüssig, ob sie ihren Fantasien ganz nachgeben sollte.

Wie schreckte sie auf, als sie neben sich im Schilf Geräusche wie von einem strauchelnden Wild hörte – und ein Läufer mit schmerzverzerrtem Gesicht vor ihr auftauchte, der – noch bevor er sich weiter artikulieren konnte – vor ihr zusammenbrach.

Sie stürzte auf ihn zu – vergessend, dass sie ja entblößt war – und sah, wie er offensichtlich nach Luft rang und dann verstummte.

Sie stockte – zu Tode erschreckt , griff schützend nach ihrem nackten Busen, während das Buch zu Boden fiel und ihr Büstenhalter an einem kleinen Ast im Gebüsch baumelte. Was anderes sollte sie tun - als Hilfe zu leisten, wie sie es von diversen Rettungskursen her kannte ...? Der Mann im Sportsdress vor ihr rang um sein Leben

Panik erfasste sie. Sie griff nach Frederiks Tuch, legte es hastig auf des Fremden Gesicht und begann, hastig über ihn gebeugt, mit einer Mund-zu-Mund-Beatmung - spürte wie es ihr glückte - - -

Allmählich räkelte der Fremde sich – er mochte um die fünfzig Jahre alt sein – und blickte sie an – es war Konstantin.

Er hatte sich nach seiner letzten Unterbrechung wieder aufgerafft und war, trotz der Schmerzen- besonders an der rechten Seite- weitergejoggt – freilich nicht lange; denn eine Hitzewelle übermannt ihn , eine Art Durstattacke; ihn schwindelte – er musste unbedingt zum Ufer des Sees– durch Schilf und Gebüsch - sich abkühlen, etwas trinken ---

So drang er wahllos vom Weg ab - zwischen den Hecken hindurch, sah noch die kleine Bucht der Verheißung, dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Jetzt sank er völlig ab ... Er sah: Er ruderte und ruderte ... doch faktisch gesehen -- bewegten seine Arme sich *nicht*; irgendwo baumelte an dem einem hervorspringenden Zweig im Gebüsch – seine Apnoe-Maske... warum spendete sie ihm keine Luft? Ein riesiger Fisch beatmete nun seinen Mund durch ein fein gezwirntes Netz - warme Flossen drückte ihm schwach auf den Leib - zu schwach – aber weibliche Brüste lockten, Brüste...

Und er spürte, wie er langsam zu sich kam ... vor ihm: die schöne Nixe ...sie half ihm auf.

Konstantin griff nach ihr; fiel aber gleich wieder in sich zusammen, während sie sich – ihr Gesicht spiegelte Scham und Schrecken – blitzschnell wieder bekleidete – mit enganliegendem Sporthemd und kurzen Jeans. Dann kam sie näher.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie betroffen, als er da so kraftlos vor ihr lag. Es schien sehr schlimm... „Ich weiß es nicht...“ , stöhnte er.

„Sie müssen zum Arzt – und zwar schnell ...“

„Ja, zum Arzt...“ Und dann, im Versuch, sich zu erheben:

„ - - - Verzeihen Sie, es tut mir leid...“

„Wie sind Sie hierher... ?“ stammelte sie „... was kann ich für Sie tun?“

Konstantin krümmte sich zu wiederholtem Mal.

„... zum Parkplatz...“ stöhnte er.

Wie in Trance schnappte sie nach ihrem Buch und Frederiks großem Tuch, das sie sich zum Sonnenbaden untergelegt hatte, stopfte beides Halstuch, in die große Plastiktüte. Mit der freien rechten Hand stützte sie ihn leidlich.

Er schleppte sich, mit ihr zusammen, auf den Parcours zurück.

Jetzt, wo es nützlich gewesen wäre, war natürlich weit und breit kein einziger weiterer Jogger zu sehen, nur die Tageshitze zog sich lastend zusammen.

Langsamem Schrittes, immer wieder verharrend, gelangten sie schließlich zum asphaltierten Parkplatz. Sie konnte ihn so nicht allein lassen – der Mann war gefährdet.

„Bitte nach da...“. Er zeigte in Richtung seines Autos. Sie tastete nach dem Zündschlüssel in seiner Hose, öffnete die hintere Wagentür.

„Nein, nein...“ sagte er.

„Doch, doch...“ erwiderte sie mild. „Ich fahre Sie in ihrem Auto ins Krankenhaus.“

„Das wollen Sie wirklich tun?“

Sie nickte.

Sie nickte ihm immer noch zu, als sie in der Not-Aufnahme des Krankenhauses saßen, wo er mühsam, immer wieder von Schmerzen unterbrochen, den Patientenbogen ausfüllte.

Ohne ihre Begleitung wäre ihm kein einziger Schritt möglich gewesen, das wusste sie genau – und auch er wusste es, ihre Hand scheu ergreifend.

Sie tat so als bemerke sie nichts, auch seinen Blick nicht, den unverwandt auf sie gerichteten. Sie überlegte: Er hätte ihr Vater sein können...

„Sie sind – *nicht* - mit einander verwandt?“ fragte die Schwester kühl und blickte auf Julianes entblößte Beine. Welche *Affaire* mochte sie sich wohl in ihrem prüden Gehirn zusammenreimen? Sie verschwand im Behandlungszimmer des Arztes, lieferte dort das neugierige Aufnahmeblatt ab. Wieder: lange Wartezeit.

Dann winkte die Schwester Konstantin herbei. „Der Chef ist jetzt soweit...“ Konstantin stand auf und ging, Schritt für Schritt, langsam vor; die Sprechzimmertür öffnete sich.

Sein Gegenüber bemerkte er nur schemenhaft; er hatte wieder diese Leere im Bein wie vor kurzem in seinem eigenen Kontor - so als verwurzele er jetzt auf diesen weißen Krankenhauskacheln ...

Der Chef kam auf ihn zu; und Konstantin war, als sähe er sein eigenes Gesicht, seinen Doppelgänger –

„Ich gebe Ihnen jetzt eine Spritze – zur Erleichterung. – Für morgen hier die Einweisung, *unbedingt – unbedingt* bitte!“

„Ja, was *ist* es denn?“

Der Arzt sah Konstantin aus seinem bärtigen Gesicht lange an; dann öffnete er mit großen Zähnen seinen Mund, wie ein Hai–. „Wir werden es finden...“ sagte er nachdenklich.

Erst als er, noch ganz benommen, wieder bei sich zu Hause angekommen war und sich in einem der flohmarktverdächtigen Plüschsessel seiner Studentenbude niederließ, bemerkte Frederik, dass er im Atelier des Dozenten seine Gitarre vergessen hatte. Was war ihm nur geschehen?

Er hatte tatsächlich in den Armen dieses fremden Dozenten gelegen und sich lustvoll von dessen Lust mitreißen lassen ... Seltsam aufgehoben hatte er sich dabei gefühlt, ohne Gegenwehr- bereit; so als habe er schon immer auf eine derartige: abartige Verführung gewartet ... Da war nur Hingebung gewesen, nicht wie im Beischlaf mit Juliane diese unerfüllbare Erwartung.

Sein lange verdrängtes Coming Out: Ja, nun war es endlich vollzogen –

Der Alte hatte ihn mit eindringlichem Blick im Wesenskern erfasst und Frederiks entblößten Körper mit gierigen Adlerkrallen zu sich emporgezogen, wie Zeus es mit seinem beehrten Ganymed gemacht hatte. .

Frederik musste mit einem Mal an Goethes seltsames gleichnamiges Frühlings-Gedicht denken – und erahnte nun dessen verklausulierten homoerotischen Aspekte – diesen alles umfassenden Sturm-und-Drang-Rausch: in diesem sich alles relativierte, gleichgültig ob oben oder unten, jung oder alt ... es zogen die Zeitläufte wie gewaltige Wolkenfelder vorbei –alles wurde eins – in n einem nie für möglich gehaltenen Glückgefühl. Frederik wusste – er würde nie mehr von diesem Sog ablassen können; würde immer wieder die Nähe des göttlichen Griechen suchen. Er hatte das von der Mutter streng Verbotene nun doch ausgeführt; seine Augen waren endgültig durch ihre Fingerspalten gerutscht.

Frederik fühlte abermals einen seltsam melancholischen Drang in sich. Er spürte einen immer stärker werdenden Willen zu masturbieren und warf sich in seinem Zimmer aufs Bett. Die Rollläden waren noch vom Morgen heruntergelassen. Die aufgekommene Geilheit stillte er - bis zur Befriedigung – Das Laken über sich ziehend, schlief er dann fest ein.

Es war wohl schon Nacht, als er erwachte; er tappte ins Nebenzimmer, ob Juliane schon da sei; Fehlanzeige... dann ging er an die Treppe, um zu spähen – vielleicht saß sie noch unten bei den Kommilitonen, die dort im Licht einer

antik aussehenden Funsel- noch diskutierten - und rauchten dabei. Aber Juliane war nicht da, völlig ungewöhnlich für sie – um diese Zeit.

Er suchte nach dem Handy, das er schließlich oben neben dem lila Flokati-Teppich an seiner zerwühlten Bettstatt fand. Ob Juliane irgend etwas passiert war?

Hektisch rief er die Nummer auf – sie hatte abgeschaltet; nur die synthetische Stimme sprach: er solle zu einem *späteren* Zeitpunkt anrufen. Er verzichtete auf den Druck der Rückruf-Taste.

Im Dunkeln lehnte er sich, die Beine auf seinem Bett lang ausgestreckt, wieder zurück und hielt sich die Handflächen vor seine Augen; die Stirn war ganz heiß, er konnte sie etwas kühlen.

Der Sturm vom föhnigen Tag draußen hatte nachgelassen. Tropfenweise versiegte nun auch der Regen.

„... ich bin ... schwul ... “ sagte Frederik – nur ganz für sich. Er spürte, diese Gewissheit machte ihn frei.

Morgen würde er Athanasios, nach dem er sich zu sehnen begann, wieder besuchen – schon wegen der vergessenen Gitarre. Er war ja sein Orest; das hatte der Grieche ihm versprochen..

Sie brauche sicherlich keinen Rotkreuz-Fahrdienst zu bestellen, denn die beiden seien ja wahrscheinlich im Privat-PKW hergekommen.

Die Oberschwester wandte sich kühl Juliane zu . „*Sie* fahren ja sicherlich.“

„Das müssen Sie – er darf nicht – wegen der Nachwirkung der Spritze“.

Konstantin Regenz war noch wie paralysiert von der ernsten, aber bedrohlich unbestimmten Nachricht des Arztes, der wieder hinter der gepolsterten Tür verschwunden war wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, ein Halbgott in Weiß eben..

„Natürlich,“ erwiderte die junge Frau etwas schnippisch „... Was dachten denn Sie...?“

Irgendwie gingen Juliane die spitzen Anspielungen dieser Bediensteten da auf die Nerven.

„Glauben Sie mir, ich habe schon mancherlei erlebt – eigentlich müssten Sie es mir sogar quittieren ...“

Was sollte das wieder heißen?

„Hier – für morgen – der Einweisungsschein: ganz wichtig.“

Sie überreichte Juliane, nicht ihm, den Zettel.

„Viel Glück!“ rang sie sich noch, sehr geschult, ab.

Der Fahrstuhl des Krankenhauses ins Erdgeschoss hinab war überfüllt. Juliane und Konstantin standen ganz dicht aneinander und spürten ihren gegenseitigen Atem. Sie hat mich gerettet, dachte er äußerst gerührt.

„ ... wohin darf ich Sie fahren?“, fragte sie, als sie unten am Auto angekommen waren. .

„Ich kann das nicht annehmen ...“

Er griff wieder nach ihrer Hand. „Ich heiße Konstantin.“

Sie tat wieder als bemerkte sie es nicht, aber sie fühlte, seine Berührung tat ihr wohl.

„Ich bin Juliane“.

Er gestand sich betroffen ein, nie im Leben hätte er das Fahrzeug steuern können - der Schmerz in der Hüftgegend war zwar weg, es war ihm aber als schwebte er dahin -das Beruhigungsserum wirkte; und er setzte sich neben

Juliane auf den Beifahrerplatz. Auf dem Armaturenbrett leuchtete ihm die Uhr entgegen – Hatte alles so lange gedauert... ? Es war tatsächlich schon früher Nachmittag ...

„Ich würde – dich - sehr gerne zum Essen einladen – Juliane - natürlich nur: wenn du willst ...“ Und dann: „Auf dem Weg zu mir nach Hause – im Waldsee-Restaurant?“

„Ja, das ist gut...“

In der Tat: Sie wollte sich noch nicht von ihm trennen – ihm gegenüber fühlte sie sich ganz weich.

„Na ja“, meinte sie lächelnd: Hunger hätte ich schon – aber ich weiß nicht, ob das gut ist – für dich. Du solltest besser ausruhen - entspannen.“

Sie nannte ihn noch nicht beim Namen, sondern blickte nur auf die Straße, die jetzt links, an der Heiligenbrücke vorbei, in Richtung des Seeufers führte.

Ein blauer Himmel wölbte sich lauernder über dem Wasser, das merkwürdig ruhig wie eine Fläche aus blankgeputztem Blei vor ihnen lag.

Wie lange schon war Konstantin Regenz nicht mehr hier gewesen ... Von der Restaurant-Terrasse aus hatte man einen weiten Rundblick auf die Ufer, auch auf das idyllisch gelegene Schwimmbad.

Ihm war, als erkenne er aus der Ferne: vorn, im engen Bikini, Elisabeth beim Planschbecken-Spiel mit den Kindern. Und dann – etwas nach weiter rechts – lag der Bootssteg, von wo aus man über die weitläufige, sich kräuselnde Wasserfläche mitten hinein in die Wolkenpiegelungen rudern konnten, wenn Sommerwetter herrschte. Vor kurzem war wohl eine meteorologische Warnung herausgegeben worden - die entsprechende Flagge flatterte am Mast - doch der See lag noch ruhig, wengleich mit spürbarer Ruhe vor dem bald beginnenden Sturm.

Auch Juliane assoziierte frühere Bilder mit Freundinnen, mit Frederik.

Jetzt saß sie diesem fremden, doch auch bereits vertrauten Mann gegenüber; im aufkommenden Föhn hatte sich Frederiks Tuch um das Haupt geschlungen, nicht zuletzt um etwas älter, ihm altersmäßig etwas adäquater, zu wirken, aber auch als Sonnenschutz. - Sieht sie mit diesem Seidenstoff um ihre Frisur nicht aus wie eine junge Filmdiva, dachte Konstantin: Wie eine Mischung aus Romy Schneider, Jacqueline Kennedy und Brigitte Bardot?

Von der Spitze mittlerweile sediert, fühlte er das berühmt-berüchtigte Schmetterlingsflattern in seinem Bauch. Mein Gott, er hatte sich in der Tat - in sie verliebt ...

Zwei Tische weiter hatte Juliane noch vor einigen Tagen mit ihrer Mutter gesessen. Wie sich manchmal die Zeiten ineinanderschoben und man das

Gefühl hatte, als blieben sie stehen ... Nur der Ober, diese lange Bohnenstange mit dem radebrechenden Deutsch war der gleiche; ob er sie erkannte? Aber er verbeugte sich nur mit Pokerface und nahm gleichmütig die Bestellungen an – und wenn er etwas vermuten würde, dann sicherlich dies: dass sie mit ihrem Vater da saß. Das war naheliegend, da beide mit legerer Sportmontur bekleidet waren; Konstantin hatte beim Austeigen noch schnell seine Popelin-Jacke vom Hintersitz seines Autos gegriffen – wie er es immer tat, für alle Wetter-Imponderabilien; sie hing nun über einer Stuhllehne wie bei Touristen, die nach dem Mittagessen so schnell wie möglich weiterstreben; bei so vielen Gästen am Tag kannte der Keller bestimmt nicht jedes Gesicht ...

Regenz fühlte seine Lebensgeister gestärkt.

Er fragte Juliane nach dem Studium, und sie antwortete, wiewohl sie sich bisweilen dabei ertappte, welch kokettes Plappermäulchen sie plötzlich war – sie erkannte sich selbst nicht wieder... Auf *ihre* indirekten Erkundungen nach *seinem* Hintergrund, wich er ihr freundlich aus; im Grunde wollte sie darüber auch gar nichts wissen. Zum ersten Mal nach ewig langer selbstquälerischer Zeit hatte sie das Gefühl, als genieße sie den Tag in vollen Zügen und nahm allmählich seine Hand an - die er dann lange, ganz heiß, mit seinen Händen umfasst hielt. Wahrscheinlich wäre Frederik dazu Rilkes Herbst-Gedicht eingefallen – in Lyrik kannte er sich ja gut aus –

*„... Wir alle fallen – /diese Hand da fällt /und sieh dir andere an, / es ist in allen
/ ... - und doch ist einer, der dies Fallen / unendlich sanft in seinen Händen hält“*

Ja, es waren feste Männerhände, die sie da hielten, mit einem schlicht geformten Ehering; nicht behängt, wie ihres Freundes flaumiges Gelenk, mit Freak-Schnickschnack.

Juliane hatte auf einmal Scheu vor der sich entwickelnden Situation, die sie ja selbst entfachte; und versuchte, ihre Finger langsam aus Konstantins Griff zu befreien; aber er ließ es nicht zu.

„Müssen wir nicht los?“ fragte sie schließlich.

„Gehen wir noch zum Steg?“ entgegnete er.

Und sie – langsam: „Ja, gleich.“

Sie verließ ihn kurz zum Gang auf die Toilette. Sie fühlte genau: Er schaute ihr auf ihre schlanken Beine nach; sie spürte seinen Blick wie heiße Speerspitzen im Rücken...

Am Steg dann deutete er plötzlich keck auf ihren rechten Schenkel: „...nanu – ein Insektenstich...“

Sie lächelte: „Frechdachs, der...“

Und Konstantin lachte auf und strahlte seine Retterin an-

„...gottlob bin ich nicht allergisch ...“ meinte sie und strich burschikos, aus ihrem Mund, ein wenig Spucke darauf.

Es war ein sehr langer Spaziergang am Ufer, und Konstantin spürte im Schreiten keinen einzigen Schmerz. Die Wolken zogen sich langsam zusammen - in dieser kupplerischen Dramaturgie der Natur. Einmal fürchtete er, von jemand Bekanntem aus der Stadt gesehen zu werden - und lenkte sofort den Weg auf einen Seitenpfad.

Es begann leicht zu nieseln. - Sie kehrten noch einmal - zum Restaurant zurück; nach dem Mittagmenu tranken sie nun zusammen Kaffee. Juliane hatte natürlich Appetit auf einen Streuselkuchen und er bestellte sich auch ein Stück – Schlagsahne dazu. „... ausgerechnet Streuselkuchen... wie bei Oma ...“ , grinste er und erkundigte sich nach ihrem Bienenstich.

Irgendwie war alles grotesk und kurios...

„Noch etwas für die Tochter?“ fragte der Ober –

Dies versetzte Konstantin zurück in die Wirklichkeit, während es zugleich - nach einem gewaltigen Donnerschlag - über dem See auf blitzte. Er zuckte zusammen.

.

Der Himmel wurde in wenigen Minuten gänzlich schwarz, er bezahlte.

Der bisherige Schnürregen verformte e sich zu schweren, kalten Tropfen, als sie
- Konstantins Popelin-Jacke zum Schutz über sich gebreitet - dicht an dicht -
das Innere des Autos erreichten, in dem die Hitze geradezu stand.

„Gerettet...“ schnaufte Konstantin auf, setzte sich nun selbst auf den
Fahrsitz, während Juliane neben ihm Platz nahm und sich mit Frederiks Tuch
die Nässe aus ihrem Haar wischte.

Einen plötzlichen Ruck gab sich er - und berührte mit seinen Lippen sanft
ihren Mund; sie saugte sich an seinen wie ein Fisch – es war wie heute früh bei
der Beatmung, nur jetzt - begegneten sich auch ihre Zungen. So ging es lange.

Dann fuhren sie los – er am Steuer - in Richtung seines Hauses, nach Südosten
über Land. In abendlicher Dämmerung leuchtete im Blitz wieder die Seeufer
auf. Und Konstantin Regenz hatte den Eindruck, als eile er seiner Zeit
hinterher.

Nun quietschten die Scheibenwischer; er hatte den Berufsverkehr gut im Blick,
sah aber bisweilen auch auf ihre Beine neben sich und spürte wie sich ihr Busen
beim Atmen senkte und hob.

„... kannst du noch?“ fragte sie – „soll ich dich nicht lieber ablösen?“

Er schüttelte den Kopf.

Eine laut, ja ärgerlich maunzende Katze empfing die beiden - „...das ist Diana“ präsentierte Konstantin das hungrige Tier. Das entwischte ihm gleich hektisch zwischen den Beinen und strebte hinaus in die Gärten.

Hier in der kleinen Villa hinter der verglasten Eingangstür also wohnte Konstantin.. Juliane kam sich wie eine Eindringlingin vor - dass sie ihm so willenlos hierher gefolgt war. Jetzt umzukehren, war aber zu spät.

Und sie *wollte* ihn ja. Und und *er* sie.

Es nahm nun alles, so wie es sollte, seinen Gang.

Sie hörte, während sie auf dem Leinensofa saß, wie er den Kühlschrank in der Küche öffnete und eine Flasche Wein herausnahm, dann von irgendwo Gläser; dann noch Geräusche, die verrieten, dass er wohl seiner Katze eine Dose Nassfutter öffnete; aber die war ja verschwunden. .

Auf dem Sideboard neben dem großflügeligen Fenster, das sich zur Terrasse hin öffnen ließ, stand ein Foto in geschnörkeltem Rahmen - offensichtlich das Bild seiner Frau und seiner beiden halbwüchsigen Kinder – ein Mädchen, ein Junge - sie schienen ein Zwillingsspaar zu sein. Aber das machte sie nur noch

begehrlicher auf ihn, obwohl sie nun auf einmal fror. Er merkte, wie sie sich schüttelte und zog ihr das bunte Tuch, in das sie sich eingehüllt hatte, ganz sanft vom Körper.

„Dort oben im Bad ist die Dusche...“ Sie nickte und ging hinauf.

Dann kam er zu ihr und drang erst zart sie umschmiegend, dann hart in sie ein, während um ihre schaumbedeckten Leiber das Wasser in warmen Strahlen warm herabgoss; alles erinnerte sie beiden an einen schönen pornographischen Film. Juliane spürte zum ersten Mal existenziell, dass da ein Mann war, der sie mit all seinen Fasern gleichsam leibhaftig auffraß in seinem starken Begehren - mit Haut und Haar - es war ihr Offenbarung und Erfüllung zugleich, und Lust war wie ein Kind, das sie, immer wieder emporbebend, aus seinem starken Glied heraus-wrang; weit geöffnet, empfängnisbereit.

Noch an ihren Körpern ganz feucht, ließen sie sich - die Badetücher sanken zu Boden- auf das Sofa im Wohnzimmer nieder, in einander verschränkt, während es draußen stürmisch herniederprasselte. Es war ganz dunkel um sie; und sie verfolgten im Garten die Blitze, während die Katze Diana an der Terrasse aufdringlich, aber unerhört, maunzte.

In den Kleidern Julianes neben dem Sofa surrte das Handy. Sie hatte schon lange abgeschaltet..

Konstantin küsste sie wieder zu einer neuen Runde; sie ließ ihn gewähren wie sonst nur bei Frederik; und schlief schließlich sanft in Konstantins Armen ein.

Regenz atmete schwer; auf dem Plattenspieler zeigte das Digital-Display, dass es schon längst nach Mitternacht war. Ihm war, als hörte er oben seinen Sohn den Eminen-Song abspielen: *Love - the way you lies*. Er hielt sich die Hände vor den Kopf und verbarg vor sich selbst seinen Kummer. Was hatte er getan ...? Ein One-Night-Stand bloß, im Rausch – wie ihn ein handelsüblicher Softporno zeigt? Und das ohne Schutz, ohne Kondom.

Juliane, das empfand er tief, liebte ihn *wirklich* - welche Verantwortung hatte er auf sich gelastet ? ... in der Tat, seine Tochter könnte sie sein.

Er stand auf und ging am Bild seiner Familie vorbei an das Terrassenfenster, ließ Katze Diana herein; sah neben einer Pfütze die Maus, die sie mitgeschleppt hatte. Auf einmal spürte er wieder seine Schmerzen: in den Nieren , in den Hüfte, in den Leisten - die Wirkung der Spitze verflüchtigte sich.

Er blickte hinaus, stand neben sich, überlegte lange – ohne irgend einen Gedanken – ja, diesen Widerspruch gibt es ...

Es hatte zu regnen aufgehört und hinter den eilig wegziehenden Wolken sonnte sich der Mond in seinem Silberlicht.

Konstantin dreht sich wieder zum Wohnzimmer um - da stand er nun, nackt und verletzlich – und sah die junge Frau in ihrer Blöße – weiße Ringe umgaben die verführerisch schönen Warzen ihrer Brüste; sie leuchteten.

Er schnappte der schnurrenden Katze Julianes Halstuch weg; worauf diese sich inzwischen hingefleetzt hatte und legte es sanft auf den jungen, leicht atmenden Frauenkörper. Der Bienenstich an ihrem Schenkel war ganz rot und aufgedunsen; sie war also doch allergisch. Er hauchte die Wunde mit seinen Lippen an; Juliane räkelte sich im Schlummer; und seine Zunge versank in ihrer Scham.

Er war es nicht wert, dass sie ihn liebte - die Bewegungen schmerzten ihn, er gab es auf. Aber er schmiegte sich an sie und genoss, ganz klein geworden wie ein Baby, die von ihr ausgehende Wärme.

Er richtete sich schließlich auf; die Schmerzen wurden stärker - in beiden Nieren! Was hatte er bloß? Waren sie vergiftet, verseucht? Bis zum Morgen, schien ihm, tat er kein Auge mehr zu; doch musste er – er wusste nicht wie – dann wohl *doch*: endlich eingeschlafen sein.

Juliane schreckte im Morgendämmern plötzlich auf - war es die Kälte, war es Konstantins abstoßend lautes Schnarchen oder der Milchtritt der Katze auf ihrem Arm? In diesem fremden Zimmer sah sie sich - neben diesem fremden,

vertrauten Herrn - Ob er normaler Weiser ein Apnoegerät benutzte – fragte sie sich, so tief schnaufte er.

Da lag er bei ihr – ein nackter Taucher – und es kam ihr so vor, als sei sie selbst nichts anderes als *seine Fiktion* – es konnte alles nicht wahr sein, was sie gewährte - auf diesem breiten Sofa neben den Brokatglanz-Kissen. Sie wollte nach den beiden vor ihr liegenden Badetüchern greifen, bedeckte sich aber dann doch lieber mit Frederiks großem Halstuch, auf dem sie – das war wohl gestern - am Seeufer, in dieser schmalen Bucht, gelegen hatte; bevor dann alles kam, was jetzt eingetroffen war.

Sogleich machte sich die schnurrende Katze an ihrem Herrchen zu schaffen, schnüffelte und knabberte an ihm herum... streckte ihre Krallen aus. Die Stichwunde am Schenkel brannte - und irgend wie, fiel Juliane plötzlich ein: musste sie auch wieder zu ihrem Mofa gelangen ...

Nun fasste sie sich wieder und lehnte sich an die starke Schulter des Schlafenden . So sank sie zurück in die Vision ihrer bizarren Erinnerungen, spann sich ein in ihren Konkon.

Ja, Konstantin, der jetzt in Schmerzen aufschrie und erwachte, würde der Vater ihres Kindes sein.

22

Er hatte den ganzen Tag nicht angerufen, das beruhigte Elisabeth nun doch sehr; es war ganz wider seine Gewohnheit, auch wenn er eingeschnappt oder verletzt war – zumindest die äußere Fassade – immerhin war es der Geburtstag seiner Schwiegermutter - hielt er immer aufrecht, zum offenen Affront neigte er nie.

„Er hat mich nicht vergessen – er kam noch nicht dazu – er hat so viel zu tun ...“ relativierte Omi mit gefasster Stimme. Aber dass sie enttäuscht war, war offensichtlich.

Zum Geburtstagsritus gehörte, dass die beiden Frauen gemeinsam einen von Omi, was die Zutaten betraf, gut vorbereiteten Braten herrichteten; in späteren Jahren half auch Svenja begierig mit und es herrschte gewöhnlich große Fröhlichkeit in der geräumigen Küche; in der Regel hatte sich Konstantin zu diesem Zeitpunkt im Gästezimmer zur Arbeit zurückgezogen und Jacob telefonierte mit seinem Handy, wie es schien: stundenlang, oder zog sich zurück in die enge Kellerbar, wo er seine mitgebrachten Rock-CDs hörte.

Stimmung wollte allerdings heute nicht so recht aufkommen; Elisabeth war auffällig in sich gekehrt, auch Omi schwieg, nur Svenja schwärmte von ihrem Brieffreund in Italien, ihrem süßen Romeo, den sie im Internet kennengelernt hatte und mit dem sie sich ja bald – zusammen mit ihrer Sprachkursfreundin – treffen würde, die ihn ebenfalls „ganz schnuckelig“ fand .

„Was Jacob nur an diesem Song findet...“

Svenja rannte zur Tür und rief zu ihrem Bruder die Wendeltreppe hinab, er solle gefälligst leiser drehen: seine morbide Musik sei ja kaum auszuhalten – dieses nervige, selbstquälerische weinerliche Eminem-Macho-Geheul; diese Wortschöpfung gefiel ihr. Noch war ihrer Mahnung keine Wirkung beschert.

„Jacob, bitte“, schrie sie wütend „leiser – mach endlich leiser!“

Ihr Bruder hatte offensichtlich erst jetzt ihre Stimme gehört und wenige Sekunden später war die Musik endlich abgedämpft.

Weiterhin gehörte zum Geburtstagsritus - seit er verstorben war: auch ein Besuch des Grabes von Großvater am frühen Nachmittag, bevor es Kaffee und Kuchen gab. In der Friedhofsgärtnerei der übliche Plausch mit der Besitzerin, die hier in dem etwas abgelegenen Weinort gleichsam schon seit Urzeiten mit Elisabeths Mutter bekannt war: hauptsächlich darüber, wie früher doch alles viel besser gewesen und wie groß die beiden Enkel geworden seien – später dann: „wie sehr schon erwachsen“; an den Kindern sehe man -an Elisabeth

gewandt - wie alt man geworden sei - was Elisabeth jedes Mal irgendwie als übergriffig empfand. Und dann tauschte die Gärtnerei-Besitzerin mit Omi den unvermeidliche Ortstratsch aus, was diese freundlich gelassen über sich ergehen ließ, obwohl es sie, , angeblich gar nicht interessierte, wie sie später immer anmerkte – was aber natürlich nicht stimmte: die Nachbarin teilte immerhin mit ihr die Erinnerung an den verstorbenen Ehemann.

Das einzige, was Elisabeth in diesen Situationen des freundlichen Herumstehens im Laden genoss, waren die vielfältigen Farben der herrlichen Blumen und der berauschende Blütenduft.

„Die Kinder wieder zusammen einen schönen Strauss?“ fragte die Gärtnerin. Sie reichte den beiden ein großes Gebinde. „Und die Damen dann – wie immer - wieder die gemeinsame Schale?“ Das helle Türglöckchen bimmelte zum Abschied: „bis zum nächsten Jahr“ - und die vier Kunden fanden sich mit einem Male bereits auf der Hauptallee, die an der Friedhofskapelle vorbei, zu den von mächtigen alten Bäumen bestandenen Gräber-Parzellen führte . Omi wusste zielsicher durch das für Fremde verwirrende Labyrinth der Beete und Kreuze hindurch zu lenken: mehrfach nach links einbiegen, dann noch öfter nach rechts. Es war ein schwüler Sommernachmittag; sie mussten ziemlich lange gehen und die Gaben wurden langsam schwer. . . Jacob und Svenja erinnerten sich, wie sie vor Jahren dem Sarg des Großvaters gefolgt waren und

dann mit der Großmutter und den Eltern, zur Entgegennahme der Kondolenz, vereint in der Reihe standen, wie der Welt ausgesetzt; es war damals eine sehr große Trauergemeinde gewesen. Nun war ihr Vater, war Konstantin, nicht mit dabei, und Elisabeth ergriff ein eigenartig bedrückendes Gefühl; sie musste plötzlich anhalten, weil der Atem schnürte

. „Wartet doch, warum geht ihr so schnell?“

„So schnell wie immer,“ maulte Jacob, der neben seiner Zwillingschwester schritt und die große Schale der Erwachsenen trug ; in der Tat, er wollte diesen Programmpunkt so bald als möglich hinter sich bringen; er hasste seit Beginn seiner Pubertät Friedhöfe.

. „Seht doch, ein Eichhörnchen – wie putzig ..“ rief Svenja, die en Geschwister-Strauß in Händen hielt und deutete in die Richtung, in der sie noch weitergehen mussten.

„Es gibt hier viele davon,“ fügte Omi hinzu. Und: „Manchmal kommen sie ganz nahe, wenn ich mit Opa hier allein bin.“

Sie wandte sich an ihre Tochter, die hinter ihnen tief durchatmete. „Nein, nein – es geht schon, Mutter.“

„Seitenstechen? Soll ich dich unterhaken?“.

„Nein, nicht nötig, Mutter.“

„Du hast ja Nasenbluten, Kind – ich sehe es ja erst jetzt ... hier: mein Tempotaschentuch...“

„ ... blöd von mir Mutter, ich weiß gar nicht warum“.

Elisabeth schnäuzte sich sanft; ihre Mutter kam hinzu und tupfte mit einem zweiten Taschentuch ein paar kleine Tropfen aus Elisabeths Gesicht; das tat ihr wohl; es war wie zu Kinderzeiten; und Elisabeth begann verschämt ihre Tränen zu unterdrücken.

„Lass uns weitergehen, Mutter, komm – und sag bitte nicht immer: *Kind* zu mir“, fügte sie mild hinzu und umarmte die Alte.

Aus geringer Ferne winkten die Zwillinge, sie hatten die Grabesstelle bereits gefunden, die Blumenschale auf der Platte und den Strauß bereits in die dortige Vase abgesetzt.

Dann standen sie eine Weile stumm bei einander und fixierten auf das Grab..

„Hier setzt ihr auch mich bei, wenn es soweit ist, gell.“

„Omi, sag doch nicht so was?“ meinte Svenja betroffen.

„Na, naheliegend ist das doch schon, oder?“ erwiderte die Großmutter gleichermaßen entspannt wie trocken.

„Aber es passt doch nur eine *Urne* hin,“ meinte Jacob .

„Eben“, sagte Oma: „Jacob hat es erfasst.“

„Jetzt hört bitte mit diesem Thema auf“

Elisabeth rang wieder nach Luft.

Alle schwiegen betroffen.

Die Sonne schien durch die Baumwipfel und warf deren Schatten auf die Gesichter. Dann wandten sie sich wieder zum Gehen.

Die Alte hakte Elisabeth unter, während das Zwillingsspaar schon weit vor ihnen bereits auf der Hauptallee war.

„Kind“, sagte sie, „Elisabeth...“

Und, als ob sie alles schon wüsste: „Nimm es nicht so schwer“.

„Wo *bleiben* sie denn?“ fragte Juliane am Eingang.

„Lass sie ruhig, sie sprechen sich aus.“

„Worüber?“

„Ach ,Svenja, Schwesterchen ...“

Svenja sah ihren Bruder groß an.

„Dort ist ein Eissalon, sie werden schon kommen“.

Erst tief in der Nacht - die Zwillinge schliefen bereits - erzählte Elisabeth stockend, sich mit dem Taschentuch immer wieder die Tränen abtupfend, ihrer Mutter die letzten Wendungen ihrer Ehegeschichte – und dass sie doch Konstantin immer noch liebe

„Ja“, sagte die alte Dame, „ich weiß es doch, Kind“.

.

IV

23

So als sei in den letzten Stunden jeweils nichts gewesen, schauten Frederik und Juliane sich bei ihrem schließlich erfolgten Wiederzusammentreffen jeweils an – jeder allerdings mit nur kurzem befangenem Blick. Seltsamer Weise war nicht einmal schlechtes Gewissen dabei. Ohne die Geschichte des anderen zu kennen, empfanden sie beide ihr Aufeinandertreffen als eher grotesk denn verlogen: Weder fragte sie, noch fragte er – was denn mit ihm oder ihr am letzten Tag gewesen sei- es war wie einvernehmliches Schweigen ... ein Gefühl, dass die Gemeinsamkeiten – sicherlich viele schöne und wichtige zum Ende gekommen waren..

Was denn auch hätten sie sprechen sollen – waren „Geständnisse“ überhaupt angebracht? Es schien ihnen jeweils als sei eine ganze Epoche auf einmal übersprungen; das jeweils vor kurzem Erlebte wühlte in ihnen nach. Gewiss war einzig , dass das Neues wie eine Mauer zwischen ihnen stand, die sie

einander entfremdete. Zeit war jetzt nicht, dem nachzutruern – das würde bestimmt irgend einmal später kommen.

Sie waren doch nicht aneinander geschmiedet – sie waren doch frei ...

Es hatte so kommen müssen – aus dem Nachhinein betrachtet, war dies jetzt sonnenklar...

Hatte Juliane sich nicht ohnehin bisweilen schon bei dem Gedanken ertappt, was denn werden sollte, wenn sie ihre akademischen Abschlüsse beendet haben würde und sie mit einer Berufslaufbahn begann? ... wahrscheinlich in einer anderen Stadt, in einer Werbeagentur oder als Anfängerin in einer Behörde oder einem Institut. Je länger sie darüber nachdachte, so öfter wurde ihr deutlich, wie lebensfern ihr Studium eigentlich war ; das machte sie unzufriedener Tag für Tag. Der Studenten-*Scene* war *sie* schon längst entwachsen; *er* stand mitten darin – mit seinem fast knabenhaft naiven, Künstlertum; reif war er noch lange nicht ... und er benötigte offensichtlich ihre Strenge. Hart gesprochen: schon seit einigen Monaten hatte sie es satt, seine Aufpasserin, gleichsam sein Mutter-Ersatz zu sein. Sie war jedenfalls nicht die richtige Partnerin für ihn... Und dann tat er ihr wieder so leid, dass sich ihrer ziemlich launischen Furienhaftigkeit ohne Gegenwehr auslieferte als sei sie der letzte Strohalm, an dem er sich noch festhielt.

Aber vielleicht kam dieses alles ja auch nur deswegen in ihr hoch, weil sie von der ständigen Beschäftigung mit ihrer Diplomarbeit überarbeitet war.

Und dann streichelte er sie mit in seine feinsinnigen Art so unendlich sanft und machte sich an körperlich ihr zu schaffen, während sie sich doch im Grunde nur wie seine ältere Schwester vorkam... Sie spürte, dass er nur ein Suchender war.

Ja, sie hatten sich eine Zeitlang gegenseitig gebraucht, sich gleichsam ergänzend; sie hatte ihn dominiert, und er ließ es geschehen. Doch die Anlehnung, die sie ihm gab, benötigte sie ja selbst.

Dann sah sie im Lebensmittelgeschäft, den Gitterwagen vor sich herschiebend junge erwachsene Frauen in ihrem Alter; auch sie schoben ihren Wagen – mit einem ,manchmal sogar zwei Babys darin; an ein Zwillingspärchen konnte sie sich sogar noch erinnern ...

Ob das doch eher ihre Berufung war ? ... eine sinnvolle Aufgabe zumindest, wie sie meinte, aller Emanzipationstheorie zum Trotz – etwas Handfestes, Ausgereiftes, wirklich Sinnvolles...

Dann stand sie da, gleichsam neben sich, wirklich gespalten - und wunderte sich über sich selbst – über dergleichen konventionelle spießbürgerliche Gedankengänge ... und fand sich - *aber wirklich* ! - entschieden peinlich.

Unwillkürlich musste sie an ihre Nacht mit Konstantin denken, an die Intensität ihres Beischlafs mit ihm. Sie sehnte sich danach, ihn wieder zu sehen.

Am Morgen hatte sie ihn ins Krankenhaus gefahren; das war auch dringend nötig, denn er eine Schmerzattacke setzte ihn gleichsam außer Gefecht; hatte sogar an seiner Statt im Krankenzimmer die von ihm zusammengestellten Wäschestücke in den kleinen aseptisch Wandschrank gelegt. Dann hatte sie ihm ihre Handynummer gegeben. Es hatte ihr auch nichts ausgemacht als seine Tochter zu gelten, warum auch nicht, wenn dies denn half, Irritationen zu vermeiden; das war jedenfalls besser als seine Geliebte....

Juliane realisierte mit gewissem Erstaunen , dass sie dieses Hin- und her mit seinem Auto gern, ja: wie nahezu selbstverständlich auf sich nahm:

Jetzt verlud sie auf dem Parkplatz am Waldsee ihr Mofa in seinen Wagen und fuhr abermals zu seinem Haus zurück, um endgültig umzusteigen auf ihr eigenes Gefährt.

Den Autoschlüssel nahm sie, wie verabredet, an sich; gab der Katze, die sich mittlerweile wohl an sie gewöhnt hatte, noch etwas Futter, nicht ohne einen Spalt im Terrassenfenster für das possierliche Tier offenzulassen, damit es

abends wieder zurückschlüpfen konnte . Sie ging am Familienfoto Konstantins vorbei; zögernd verharrte sie dort – und ihr wurde bewusst, dass sie von diesem Mann immer noch nichts Genaues wusste – nur dass er Regen hieß; der Name stand ja immerhin in relativ großen Lettern am Hauseingang auf dem Schild und, wie sie sich erinnerte, auf dem gestrigen Aufnahmeformular im Krankenhaus. Aber das machte ihr die Beziehung zu Konstantin umso wertvoller – auch *er* wusste ja nichts über sie; nur die Zuneigung verband sie ; ihre Intimität war gleichsam ihrer beider unumkehrbare Gemeinsamkeit. Das war nicht nur exklusiv, sondern auch abenteuerlich ... so ganz nur *Gefühl* – ein Gefühl, das ihr sonst fremd war.

Sie zog leise die Glastür ins Schloss; wie geheimnisvoll es klickte ... und setzte sich auf ihr Mofa. Der frische Mittagswind blies ihr um den Hals; sie merkte es nicht einmal – sie hatte Frederiks Tuch im Hause vergessen. Die Zeiten liefen in ihren Gedanken unentwegt durch einander - wie in einer schlampig und unübersichtlich disponierten Novelle; sie kannte nur: die Gegenwart ihrer Liebe zu Konstantin.

24

Frau Wollnick erschrak, als sie so unvermittelt, mit zittrig-gequältem Timbre am Telefon die Stimme von Regenz vernahm.

„Wo sind Sie, um Gottes Willen - Ich denke, Sie sind im Urlaub – bei Ihrer Schwiegermutter? Sie hören sich nicht gut an...“

Nein, er sei dieses Mal nicht mitgefahren; er sei unpässlich gewesen - gewisse familiäre Spannungen ---

„... familiäre Spannungen ...? “ fiel sie ihm ins Wort „--- Regenz – bei Ihnen?“

Naja, so etwas bleibe im Laufe der Jahre ja auch bei den besten Paaren nicht aus, scherzte er bitter.

„Regenz, wo sind Sie? Von wo sprechen Sie; Sie hören sich nicht gut an ...“

Naja, er liege im Krankenhaus; nein-nein – kein Unfall. Ein Schwächeanfall, etwas mit den Nieren ...

„Mein Gott - mit den Nieren...“

Naja, es werde schon werden, Wollnick. Es war etwas grotesk, dass *er*: *sie* trösten musste.

„Ich komme sofort – was kann ich für Sie tun?“

Naja, sagte er, er fühle sich zu schwach, seine Frau zu benachrichtigen. Ob nicht *sie* es für ihn tun könne? Die Nummer ihres Handys oder der Anschluss seiner Schwiegermutter finde sie in seiner Schreibtischschublade in der Kanzlei.

„Ist es so schlimm?“

Konstantin wusste nicht genau, ob sie das auf seinen Streit mit Elisabeth bezog oder auf seine Erkrankung.

Naja, schon, entgegnete er – genervt darüber, dass er ständig jeden Satz mit diesem gepressten „naja“ begann.

Was sie ihm mitbringen könne?

„Nichts“ erwiderte er, „ich habe schon alles – alles in Ordnung...“

Seine Sachen? Was er so benötige..?

„Alles in Ordnung, Wollnick“ wiegelte er ab.

Wie er denn hingekommen sei, wie es ihm gehe?

„Alles in Ordnung –die Untersuchungen hätten schon begonnen. Er gehe davon aus, morgen sei vielleicht schon die Operation, es sei eben etwas Akutes, er komme hier zu nichts anderem mehr. Das mit der morgendlichen Operation hatte er absichtlich so hinzugesetzt.“

„Gegen die Schmerzen erhalte ich Spritze erhalten – gleich wieder eine, Wollnick. Sagen Sie meiner Frau, sie brauche sich keine Sorgen zu machen ...

Er sei in relativ guter Verfassung – den Umständen entsprechend –,

Ob seine Frau sofort kommen solle?

„Es wird nicht nötig sein...“ Es war ihm als wolle er Elisabeth irgendwie bestrafen, so verhärtet empfand er sich. „ – Der Anruf ist doch keine Zumutung für Sie?“

Irgendwie schon, dachte Frau Wollnick, aber sie antwortete: Nein, nein; sie erledige das schon. Ob es wirklich so schlimm sei – ob sie etwas

„Versöhnliches“ andeuten dürfe? Er musste sehr verletzt sein; wahrscheinlich kannte sie ihn besser als seine Frau.

„Versöhnliches - ? Nein, nein: alles schon gut, Wollnick“. Konstantin spürte, wie ihn die Nierengegend schon wieder besonders wehtat.

Ob er *wirklich* nichts brauche?

„Nichts“ sagte er stolz, und: „Ich weiß nicht, ab wann ich morgen wieder wach bin.“

Und was mit ihm: zu Hause sei?

„Eigentlich nur die Katze – die hält es schon zwei, drei Tage allein aus.“

Sie werde sich um das Tier kümmern; im Büro-Tresor liege ja der Nachschlüssel zu seinem Haus...

„Sie machen das schon, Wollnick - gell? – Danke ...“

Sie legte noch nicht auf, sondern wartete ganz bewusst, ob er noch etwas anfügen wollte. Sie hörte, dass er schwer atmete.

„Nichts dramatisieren, gell - Wollnick. Sagen Sie, es sei nur etwas rein Routinemäßiges, Sie wissen schon. - Ich bin Ihnen zutiefst verbunden, Wollnick, dass Sie das für mich tun“.-

„In Ordnung, alles Gute. Ich melde mich, Regenz.“

Konstantin spürte im Krankenhausbett, wie die Zimmerdecke auf ihm lastete. Er empfand sich selbst wie einen schweren Steinbrocken.

Was wollte er mit diesem Manöver Elisabeth gegenüber nur bewirken?

War das alles - ihr gegenüber – nicht eine Demütigung? – sollte es sein...! -

Wenn nur die entlastende Spritze bald käme...

Ja, er wollte sie demütigen. Warum, wusste er eigentlich selbst nicht. Das hatte sie nun davon ...

Ein beträchtliches Aufgebot von Polizei-Mannschaftswagen hatte in der engen Nebenstraße das Trottoir in Beschlag genommen, und Frederik sah, als er am Morgen von dem als leer empfundenen Zuhause näherkam, dass ein gewaltiger Demonstrationszug sich in Richtung Historische Mühle/ Alte Fabrik bewegte. Richtig, heute war auf dem ehemaligen Fabrihof die große Kundgebung gegen den Abriss der Gebäude zugunsten eines Einkaufszentrums angesagt.

Die ganze Studentenschaft schien gekommen; Frederik erkannte Kevin, den Asta-Vorsitzenden, der, umringt von Wimpeln, Bannern und Transparenten, gerade in das übersteuerte Megaphon rief. Eine Gruppe von schwarzgekleideten Autonomen hatte sich im hinteren Feld aufgebaut; möglicher Weise würden gleich Steine fliegen, denn einige der Polizisten, schnürten sich die am Koppel hängenden Helme auf, bereit für einen gleich erfolgenden Einsatz. Frederik ließ den Blick schweifen – vielleicht sah er ja jetzt

in einer Menschentraube Juliane, auf die er vergeblich in der gestrigen Nacht gewartet hatte. Ganz in der Nähe stand auch eine massiv johlende Gruppe von Nazi-Skins, die zu Frederiks Überraschung eine Fahne mit dem Emblem der schwarzen Sonne schwenkten und nun eine harte Attacke gegen jenes Gebäude führten, in dem Athanasios sein Atelier betrieb und in dem auch die Uni-Theatergruppe residierte.

„Ausländer – raus! Ausländer raus!“ schrien sie. Die Situation wurde immer bedrohlicher.

Auch die Autonomen waren vorgerückt und warfen Steine in die Fenster; im Nu waren einige der Fanatischsten aus beiden letztgenannten Gruppen in das Haus eingedrungen. Durch die Tür konnte man erkennen, dass sie die großen und kleinen Skulpturen beschädigten und Bilder niederrissen. Warum griff die Polizei nicht ein? Ein riesiges Handgemenge entstand, weil einige der Demonstranten nun ihrerseits, in der Absicht, den Bewohnern im Inneren zu helfen, in die Halle eindrangen. Den blutüberströmten alten Griechen zogen sie in den Hof, offensichtlich um ihn, der nicht entfliehen konnte, weiter zu malträtieren. Nun endlich kam der Räumungsbefehl, fast so als habe man diese Situation noch abgewartet ...

Der Einsatzleiter gab jetzt durch seine Lautsprechanlage durch, die Versammlung sei aufgelöst, man möge sich „bitte“ vom Platz entfernen. Die

Polizeikette drängte sich nach vorn und drängte die Randalierenden auseinander, was nur in deren Gegenwehr gelang. Athanasios lag am Boden, blutete, wie ein der Harpune gerade noch entronnener Hai , umringt von einigen aus der Theatergruppe, die ihm aus der Menge zur Hilfe geeilt waren. Auch Frederik befand sich unter ihnen.

Sie legten ihn an die Mauer, die Studentin, die nach Frederiks unsicherer Kenntnis wohl Elektra spielen sollte, gab ihm aus ihrer Mineralwasserflasche zu trinken, während er, sich aufrichtend, mit den Fäusten gen Himmel gestikulierend ständig „Verdammte Feiglinge“ rief – „elende Faschisten!“ Er war kaum zu beruhigen. Die unübersichtliche Menge zerstreute sich allmählich, der Polizeikordon mit durchsichtigen Schildern, bisweilen mit Knüppeln, dazu genötigt.

Athanasios T-Shirt war blutgetränkt, seine Lippen von einem Boxerschlag aufgesprungen, seine Augen blitzten, offensichtlich war er im Atelier von den Angreifern aufs Übelste geschlagen worden, er sah verschmiert aus wie Ödipus nach der Selbstverstümmelung. ..

Von den Nazis und Autonomen wurden einige abgeführt und zu den Mannschaftswagen der Polizei gezerrt. Einer von der Einsatzleitung, er war in zivil, nahm auch von Athanasios die Personalien auf . „Wir werden natürlich die

Strafverfolgung aufnehmen – Landfriedensbruch, Sachbeschädigung und versuchter Totschlag“ meint er kühl.

„Wir haben auch Fotos gemacht“ fügte er an.

Ein Sanitätsauto fuhr vor und zwei Uniformierte eilten mit einer Bahre herbei.

Aber Athanasios wies sie ab, ließ nur ein paar Wunden abkleben:

„Faschisten... verdammte Erinnyen, Mänaden der schwarzen Sonne“, murmelte er vor sich hin, auf Griechisch und Deutsch. Er hatte sich wieder beruhigt und sah, trotz der Wundpflaster in seinem bärtigen Gesicht, stolz und würdevoll aus – wie ein wahrer Tragöde. Inmitten seiner Schar Jünger und Jüngerinnen wartete er, immer wieder Blut speiend, ab, bis auch die letzten Polizeiautos weggefahren waren.

Dann kehrten sie alle wie in einer bedrohlichen Choreographie zurück in das Innere der einem verlassenen Schlachtfeld gleichenden Fabrikräume. Den Figuren waren Köpfe und Arme abgeschlagen worden, die Helios-Serien lag zertreten am Boden und das große Segeltuch war heruntergerissen. An der Wand des Probensaals war mit schwarzer Farbe eine riesige schwarze Sonne aufgesprüht und daneben - mit einem unschwer als Penis zu dekodierenden Symbol zum Abschluss - stand in riesigen Lettern zu lesen „Kommunisten-Sau!“ – um genau zu sein: das Wort Kommunist“ nur mit einem „m“...

Die jungen Studentinnen hielten Athanasios dicht umschlossen, während ihre Kommilitonen vergeblich versuchten, die schwer beschädigten Standbilder wieder aufzurichten.

Als Frederik näher auf Athanasios zuging, leuchteten dessen Augen auf, so als habe er ihn erst jetzt wahrgenommen. Er löste sich aus der dem Frauenchor und umarmte den Jüngling eine Ewigkeit lang.

„Faschisten!“ schrie jetzt Kevin auf, dass es lange durch die Halle schallte:

„Warum hat die Polizei das alles zugelassen ...“

„Die Polizei ...“ lachte zynisch ein anderer - ...dein Freund und Helfer!“ Und dann ziemlich hart: „Die stecken doch alle unter einer Decke!“

In einer Ecke entdeckte Frederik seine Gitarre; sie hatte gottlob den Angriff überstanden. „Meister, du kannst diese Nacht hier nicht bleiben...“ meinte Elektra. „Wer weiß, ob sie kommen und dich lynchen ...“

„Mob ...“ murmelte Kevin resigniert. „Auf *den* Zeitungsbericht bin ich gespannt in der hiesigen Presse...“

In der Tat – er täuschte sich nicht. Das eigentliche Anliegen der Demonstration – der Kampf gegen den Abriss der Fabrik – kam nur als Nebenthema vor. „Uni-Kommune gestürmt“ lautete die Schlagzeile und in unmissverständlicher

Tendenz war davon die Rede, dass sich hier ein griechischer Dozent älteren Semesters eingenistet habe, der in seinem Atelier gewisse „Orgien“ abfeiere. Es werde untersucht, ob er nicht sogar Minderjährige verführt habe. „Dazu sind die Hallen nicht da“ schrieb der Kommentator - im Übrigen: der Chefredakteur des Blattes - der sich, daran war kein Zweifel, in seiner Argumentation unmissverständlich auf der Seite der Abriss-Befürwortet befand. „Die Idealisten in den hohen Uni-Etagen“ forderte er auf, sollten „schleunigst Licht in diese dunkle Angelegenheit bringen“. Es gehe nicht an, dass unter dem Deckmantel der Kunst – wie er schrieb „Unzucht“ betrieben werde. Den Bürgern der Stadt sei das Uni-Dekanat eine ungeschminkte politische Antwort schuldig. Einem griechischen Schauspieler undurchsichtiger Herkunft habe man das Areal zu musischen Lehrveranstaltungen überlassen, was ganz offensichtlich „aus dem Ruder gelaufen“ sei. Mit „Ausländerfeindlichkeit habe das natürlich nichts zu tun“ – die brachiale Wut „rechtradikaler Elemente im provozierten Zusammenspiel mit linken Autonomen“ könne man zwar „keinesfalls gut heißen“, wengleich ein „gewisses Verständnis sicherlich nicht von der Hand zu weisen“ sei. Der freie Staat habe irgendwo auch seine Grenzen. Die friedlichen Begegnung der Bürger in einem zukünftigen Einkaufszentrums komme jedenfalls den humanistischen, den demokratischen Idealen der Antike näher als „die zwielichtige Eskapaden eines sich selbst verwirklichenden Artisten“, die

den Ruf der Stadt und deren kulturelle Seriosität unterminierten“ - so der Schlussakkord dieses etwas verquerten sprunghaften Artikels.

Für subtil Weiterdenkende war klar: einflussreiche Lobbyisten, zu denen offensichtlich auch der Verleger des Stadtanzeigers gehörte, hatten ihren Hut in den Ring geworfen: Der Kampf um die Meinungshoheit, will heißen: das begehrte Investitionsobjekt, hatte begonnen.

26

Es solle doch wohl aus all diesen Vorgängen keine riesige Affäre mehr gemacht werden? wollte der Freund wissen, dem der Autor bis zu diesem Kapitel das Manuskript seiner Novelle zum Durchlesen vorgelegt hatte. Oder solle jetzt etwa noch eine Tragödie folgen? Das Beschriebene sei doch wohl so ungewöhnlich nicht – wenngleich die Parallelführung der Paare etwas konstruiert. Aber auch das halte sich im noch vertretbaren Rahmen..

Der Autor lächelte ...

Dieses Gespräch mit seinem Freund hatte er wohlweislich als vorverlegtes Satyrspiel angesehen; bei den Alten folgte es immer am Ende – hier jetzt eben als Intermezzo.

Und wenn die beschriebenen persönlichen Katastrophen auch keine so hochdramatischen Plots mit Mord und Totschlag oder ödipale Blendung waren:

Er würde schon sich schon darum bemühen, dass auch die jeweilige Katharsis am Ende relativ abgeflacht , hoffentlich nicht: flach würde.

Er hatte abermals einen guten Rotwein geöffnet und sie nickten sich zum wiederholten mitternächtlichen Prosit zu; es war natürlich eine griechische Rebsorte – wie konnte es anders sein... aus einem der Mönchsgüter vom frauenfeindlichen Klosterberg Athos.

Der Autor war schon leicht angetrunken und genoss das edle Götter-Getränk -, zwei, drei Schluck - und schon wieder war sein Glas leer. „... komm, schenk noch mal ein – Blut der Erde ...“ säuselte er etwas übermütig – „...dir ebenfalls ...“ und nickte seinem Gegenüber zu. Ständig hatte er diesen populären, diesen kitschigen Udo-Gesang im Ohr und wusste sich dessen nur zu erwehren, indem er ihn gleichsam mit Alkohol ertränkte.

Mitternacht war es geworden, und das Manuskript lag, gottlob unbefleckt, mit ein paar Strichen im Text und einigen Anmerkungen am Seitenrand vor ihnen.

Aber die Anregungen für unselige , anstrengende Umarbeitungen wrden sicherlich noch kommen.

Der Autor schätzte des Freundes Meinung, gerade weil diese von der seinen oft abwich.

Sie waren in ihrem philosophischen Gespräch mittlerweile beim Thema „Zufall“ angelangt.

Gibt es ihn grundsätzlich nicht, weil alles festgelegt ist – oder gibt es trotz Festlegung: in dieser auch abweichende Elemente? Das war so ein richtiges Problem für Angetrunkene zu fortgeschrittener Stunde.

Aus irgend einem unerfindlichen Gedankenschlenker heraus kamen sie nun zum Problem Zeit und ob sich in ihr, wenn sie als ewiger Stillstand definiert sei, sich in ihrem Fluss nicht doch alles wiederhole, aus Sicht des Betroffenen gar nicht existent, weil unbewusst.

Sie nahmen sich wieder ein Glas zur Brust.

„Das hinwiederum ist eine Sache der Definition; jeder Unterschied definiere sich doch aus der Idee des Gemeinsamen her, oder?“ gab der Autor zu bedenken.

Er sah, dass auch der Freund wieder ausgetrunken hatte.

„Ich sehe dein Glas leer – lass mich vom Blut der Erde wieder einschenken – ich mache es dir halb voll – oder halb leer...je nach dem wie Du es möchtest ...“

kalauerte er.

Dann blödelten sie angeregt weiter: im höherem Sinn, der – weil er sich aufhebt- zu Unsinn wird, also nicht gegenwärtig.

Ihr retardierender Geist schwankte benommen der Morgendämmerung entgegen; zweifellos angeregt. Auf eines der weißen Blätter tropfte es rot im Zuge einer der nächsten Flaschenöffnungen – dieser vertrackte widrige Korken!

„Der blutrote Schicksalspunkt I ist der blinde Fleck ...“ alberte der Freund und zeigte auf eine Zeile des Textes. *„ Und der geheimnisvolle Fremde, der da ständig bei Dir auftaucht, ist wohl nichts anderes als ein Blinder, der sein Motiv sucht ... ?“*

„Abwarten – abwarten, mein Lieber!“ kicherte der Autor ; und gleich nachstoßend versetzte der Freund: *„Und der Falke deiner Novelle ist wohl dieses Mal ein Haifisch – oder? Nicht Fisch, nicht Fleisch !!“*

„Du hast es wieder erfasst, komm stoß mit mir an ... komm - Brüderlein, trink...“

Der Autor öffnete, weil es sehr schwül geworden war, das Fenster des Arbeitszimmers im ersten Stock , in dem er seit Stunden mit seinem Freund zechte. Würden sie jemals wieder hinuntergelangen, auf den Boden der Tatsachen, der Realität , ohne die Treppe hinunterzupurzeln? – es würde Kopfschmerzen geben ...!

Vom Waldsee her strömte Morgenluft ein.

„Vom Waldsee her - ?“ der Freunde drehte den Kopf ungläubig fast um seine eigene Achse. „Wo ist hier ein Waldsee – ich erkenne in Deinem Garten nur einen Teich...“

„Aach – Spielverderber, du! So warst du schon immer...“

Er schloss wieder das Fenster.

Allmählich bemerkten sie, dass sie langsamer und müde wurden – es waren von den vielen Flaschen nunmehr fast alle ausgeschlürft. Der Freund schleppte sich irgendwie noch ein Stockwerk höher ins Gästezimmer, während der Autor bereits einschlief – man hörte es an seinem lauten Schnarchen; es war eher beklemmend als witzig, es klang –ohne Apnoe-Maske - als röchele er.. .

Plötzlich schreckte er auf - und sah Konstantin vor seinem geistigen Auge.

Ob er, der Autor, dieser unheimliche Fremde in seiner Geschichte war?

Morgen, sobald der Kater vorbei war, musste er unbedingt Schluss machen mit dieser Novelle ... wie auch immer ... koste es was es wolle; und wäre es sein guter Ruf ...

Zum ersten Mal hatte ihre Mutter gestern Abend: Elisabeth von ihrer eigenen Ehekrise erzählt. Man werde sich im Laufe der Jahre überdrüssig, trotz allem, was man gemeinsam aufgebaut habe, hatte sie sehr nachdenklich gemeint; „...wenn dann schließlich auch noch die Libido fehlt ...“ –

„libido“ die Mutter sprach das Wort mit spitzem Mund aus – als schlüpfte sie plötzlich in die Rolle einer Eheberaterin – sich von selbst distanzierend. – „... es schmerzt geradezu, auch rein körperlich, wenn er eindringt“, entgegnete Elisabeth, selbst darüber erstaunt, dass sie über diese Intimität plötzlich so frei redete.

Das sei ganz natürlich, ihr – Elisabeths - Körper, stelle sich nun allmählich um.

„Aber Mutter – bin ich denn eine alte Frau...???“ schluchzte sie auf und bekämpfte tapfer den Heulkampf, der in ihr aufkam.

Jetzt stand Elisabeth wieder weinend im Hausflur - der Telefonhörer lag noch neben ihr – und ihre Mutter hielt sie im Arm. Gottlob waren sie allein; die Kinder hatten sich bereits am Vormittag zum selbstständigen Shoppingausflug verabschiedet - mit dem Bus in die nahegelegene Kleinstadt.

Ihre Mutter umschloss sie fest - aber in immer neuen Eruptionen kamen die Tränen in Elisabeth hoch; sie versuchte sie zu wegzuwischen, verschmierte sich jedoch nur die Augenwinkel mit sich auflösender Schminke.

„Sagtest du nicht, Frau Wollnick sprach davon, dass es nur routinemäßig sei...?“ tröstete die Mutter.

„Wenn das denn stimmt, Mutter. Ich kenne Frau Wollnicks Untertreibungen ... wenn er schon selbst nicht mehr anrufen konnte...“

„Nach all dem, was zwischen euch steht – wer weiß ...“ erwiderte die Mutter und wurde ganz ernst.

Elisabeth fing sogleich wieder an zu schluchzen, hin- und hergerissen zwischen dem Schmerz über die durchaus für möglich gehaltene Erniedrigung durch Konstantin und der Ungewissheit darüber, dass ihm *doch* etwas Schlimmes widerfahren sei.

Frau Wollnick hatte mit ihrem Anruf in der Tat noch eine geraume Zeit gewartet und im Telefonat, wie ihr aufgetragen worden war, noch kommentarlos angefügt, er habe gesagt, sie brauchten sich keine Sorgen um ihn zu machen. Die Sekretärin hatte deutlich gespürt, ihr Chef hatte sie nur funktionalisiert und deshalb kommentarlos schnell aufgelegt.

Elisabeth wurde gleichzeitig kalt und heiß; sie fühlte ihren Puls rasen.

„Ich – ich muss unbedingt zu ihm zurück – in das Krankenhaus ... „Er hat in letzter Zeit schon öfter geäußert, dass ihm plötzlich schwindlig wurde. Was meinst du, Mutter; sag doch, bitte – - - was rätst du mir? Mein Gott, wie egoistisch ich bin...“

Aber die Mutter schwieg und dachte an die Affäre damals mit ihrem Gatten; dem Vater Elisabeths; es kam die ganze Enttäuschung in ihr wieder hoch. Dann hielt sie die Tochter fest an den Schultern und erwiderte:

„Es ist schon spät, Kind“.

„Nein“ , sagte Elisabeth, fest entschlossen, trotzig fast; wieder kamen ihr die Tränen... „Wenn: dann fahre ich gleich“.

„Nicht in dieser Verfassung, Elisabeth – bitte. Morgen ... Bis morgen, meinetwegen: *ganz früh*, ist sicherlich Zeit.“

Elisabeth weinte. „ Mein Gott: wie egoistisch ich bin...“

Sie nahm das gereichte Taschentuch an und schnäuzte sich.

„Und was sage ich den Kindern?“

„Es sei nur geschäftlich – sonst noch nichts.“

Das Abendessen verlief tatsächlich unaufgeregt - nur Jacob stutzte; er spürte das Understatement der Mutter, während Svenja ihren neuen Rock für Italien vorführte, den sie noch an der Seite im Rucksack verstauen wollte.

Nach unruhiger Nacht startete Elisabeth sogleich am frühen Morgen.

Es würde Nachmittag werden, bis in der Waldsee-Klinik ankäme. Auf der Fahrt dorthin fiel ihr ein: Wo – genau – Konstantin lag, in welchem Trakt, sie musste, was sie dann auch tat, bei der Krankenhausauskunft fragen. Als sie auf dem Krankenhaus-Parkplatz mit eigentümlich ungutem Gefühl aus dem Auto stieg, streifte eine junge Frau - wie es schien eine Studentin - an ihr vorbei, sehr in sich gekehrt, mit abwesendem Blick und Tränen in den Augen, die sich schnell mit ihren schönen schlanken Beinen auf ihr Mofa schwang und mit aufheulemdem Dröhnen davonfuhr.

Mit dem Aufzug fuhr Frau Regenz in eines der oberen Stockwerke des Hochhauses; oben angelangt, öffnete sie eine Flügeltür und ging an einigen im Bademantel angestrengt mit Krücken vorbeihumpelnden Patienten weiter - der Flur endete einfach nicht ... war vor ihr ausgebreitet wie eine graue, riesige stumme Schlange . Ein Stau entstand, als eben ein Krankenbett mit einem tief Narkotisierten aus der entgegengesetzten Richtung, offensichtlich aus dem Operationssaal ganz hinten, auf sie zufuhr. Bei der Etagenaufsicht fragte sie, bevor sie das angegebene Zimmer betreten wollte, vorsichtshalber doch noch einmal nach „Herrn Regenz“ , sie sei seine Frau – er sei wohl zur Voruntersuchung hier - ob er so weit sei, dass sie ihn besuchen könne.

Ja, natürlich: ihre Tochter sei gerade dagewesen, entgegnete eine Schwester, wies in die von Elisabeth eingeschlagene Richtung weiter nach vorn und nannte noch einmal die Zimmernummer. Elisabeth war noch so befangen, dass diese kuriose Antwort von der "Tochter" nicht so recht in sie eindrang.

Wann war sie das letzte Mal im Krankenhaus gewesen? – das lag gottlob schon sehr, sehr lange zurück – siebzehn Jahre genau genommen – bei der Geburt der Zwillinge. Dafür konnte sie, so fuhr es durch ihren Kopf, wirklich dankbar sein - - -

Sie klopfte an und trat ein.

Konstantin lag eingeschlafen im Bett - sie hörte seine lauten Atemzüge, wie sie es auch von Zuhause gewohnt war, und erkannte sofort: ihm ging es nicht gut. „Konstantin“, sagte sie ganz leise – und mit einmal war aller Ärger über ihn wie verfliegen, alle Wut über Grobheiten, Verletzungen, Missverständnisse der letzten Monate:

Da lag der Vater ihrer Kinder im Krankenbett - lag da hilflos vor ihr - und litt.

Auf dem Fensterbrett stand eine kleine Vase mit Rosen; aber sie nahm die Blumen kaum wahr; sie stand vor dem Infusionsgestell und sah ihrem Gatten lange ins Gesicht.

Allmählich öffnete er die Augen, leicht erschreckt. - „Konstantin“, sagte sie abermals; rückte näher auf seine Bettdecke zu, küsste ihn auf die Stirn.

Er schien sich zu orientieren, räkelte sich etwas, erkannte sie und lächelte dann mit seinen schönen Augen wie vor ganz langer Zeit.

Nach sehr langer Pause fragte sie ihn: „Du weißt, was es ist?“ und strich ihm über die Stirn. Die Stille lastete lange auf den beiden; dann nickte er.

„Du sagst mir die Wahrheit – nicht?... Konstantin...“

Er schaute sie durchdringend an, atmete tief - er wurde ganz weich, als zerflösse er.

„Dialyse oder neue Niere“, flüsterte er. „Krebs – *beide*“, fügte er noch dumpf hinzu.

„Krebs“, wiederholte Elisabeth gefasst und streichelte langsam seine Hand.

Er ließ es gewähren und schaute weit über alles hinweg in die ferne Vergangenheit.

Die Rosen dufteten, und sie saß eine Ewigkeit lang bei ihm, bis er erschöpft abermals einschlief - und sie endlich ging.

Athenasios ahnte schon, was auf ihn zukommen würde; und er fragte sich, ob dieses Land noch das „seines Bleibens“ – wie es in irgend einer deutschen Dichtung hieß - sein könne. Er hatte hier eigentlich Fuß fassen wollen - nach so langer, vor mehr als zwei Jahrzehnten plötzlich gescheiterter Beziehung mit einer Deutschen, von der er nie wieder etwas gehört hatte. Hier zu leben - ein kurze Utopie war es gewesen – jetzt stand er buchstäblich vor den Torsi, den geschändeten Versatzstücken seines Scheiterns. Noch schlimmer als alles dieses war: Sie hatten seinen Hund, von manchen Cerberus genannt, tödlich niedergestochen.

Athanasios hob aus den Trümmern eine Fahne auf, deren Stil in den Leib einer seiner Statuen eingerammt war, ein letzter Triumph der Gewalt und zugleich eine Warnung an ihn: Sie lautete: Diese jungen Faschisten würden wiederkommen – wenn nicht heute, so doch die nächsten Tage.

Sein Gesicht war wie versteinert, er meinte, es liege ein Fluch auf ihm. Er kam sich vor, wie jener trojanische Priester Laokoon... Sollte er warten, bis die Schlange der Missgunst, der Intrige, des blanken Hasses auch seine studentischen Töchter und Söhne erfasste? Als solche empfand der

Alleinstehende die jungen Mitglieder seiner Theatertruppe. Sie hatten ihm geschworen, bis alles sich gelegt hatte, in der nächsten Zeit bei ihm über Nacht zu bleiben – und ihm beim Wiederaufbau seines Ateliers zu helfen.

Emsig hatte Kevin einen Trupp von Kommilitonen und Kommilitoninnen zusammengestellt, einen Schlachtplan entworfen, nach dem man jeweils zu dritt bei dem Dozenten zum Schutz zurückbleiben würde. Er selbst, der den Aigist im geplanten „Orestie“-Projekt spielte, wollte mit Elektra und Frederik-Orest die letzte Wache des heutigen Abends bilden.

Dass er dem Meister immer wieder seine unverbrüchliche Treue bieten konnte, tat Frederik gut.

Notdürftig hatte das Ensemble die Matten und Kissen wieder hergerichtet, und Athanasios und Orest saßen – Mitternacht war längst vorbei – neben einander auf der Lagerstätte und schwiegen, während Kevin-Aigist mit seiner Freundin Elektra am Türeingang Platz genommen hatte. Durch die zersplitterten Fenster blickte der Mond – es hätte eine so schöne Sommernacht sein können; eine, die langsam in die Morgendämmerung überging; doch ihrer aller Stimmung war gedrückt..

Vom Waldsee her hörte man beunruhigendes Rauschen.

In einem am fernerem Ufer gelegenen Haus wurden Vorhänge zur Seite gezogen und ein Fenster geöffnet, künstliches Licht strahlte hinaus - vielleicht

dass irgendwelche nächtlichen Zecher sich wegen der in ihrem Zimmer schwül gewordenen Luft Sauerstoff zuführen wollten...

Kevin, der in seiner bisweilen aufbrausenden Art tatsächlich geglaubt hatte, ein Springmesser, das er sich vor einigen Jahren bei einem Besuch in Italien angeschafft hatte, sei die richtige Waffe gegen einen möglicher Weise eindringenden Feind, war eingeschlafen. Er war auf seine Freundin gesunken, die, ebenfalls schlummernd, zuvor ihr Handy neben sich gelegt hatte, eventuell eintretende Gefahrenmomente realistischer einschätzend: mit Notrufbereitschaft zur Polizeistreife, mit der sie offiziell Verbindung aufgenommen hatten. Die Beamten versprachen, täglich routinemäßig vorbeizuschauen, was sie heute, kurz vor Mitternacht, lediglich ein einziges Mal taten; offensichtlich waren sie für Sonderkontrollen dieser Art im nächtlichen Stadtrevier unterbesetzt.

Auch Frederik war eingeschlafen, an der Schulter von Athanasios, der auf Orests schönen Körper hinabblickte, regungslos; er verspürte Lust auf den Jungen, aber gleichzeitig eine große Melancholie; sonst lag ja Cerbeus an seiner Seite. Elektras Gestalt mochte er *auch* – er war kein Frauenverächter, liebte beide Geschlechter; aber der treue Kevin-Aigistos war ja mit der Schmalbrüstigen liiert; von der jungen Frau ließ er dann lieber ab.

Aus der hinteren Tür hörte Athanasios einen leisen Schritt. Er wollte sich aufrichten, war aber durch Frederiks Schlafhaltung daran gehindert. Indem er Orest sanft auf das Kissen sinken ließ, wurde Athanasios auch bereits von einem Fotoblitzlicht erfasst. Der verummte Mann, offensichtlich ein Fotograf, hastete bereits auf den Weg zur Hintertür zurück, wurde aber durch den herbeieilenden Kevin gestellt; auch Frederik war aufgesprungen und packte den fremden Mann an dessen dunkelblauer Strickmütze, durch deren eingeschnittene Augenlöcher es funkelte. Geschickt entwand der Eindringling sich der sechs Arme, die ihn festhielten und rannte nach draußen – nicht ohne von Kevins Messer noch einen großen Schnitt zu erhalten. Dann war das Gespenst auch schon verschwunden.

Elektra zitterte schreckensbleich. Kevin hatte noch vergeblich versucht, dem Vermummten nachzusprinten, doch der war wie vom Erdboden verschluckt. „Was wollte das Monster...?“ fragte Elektra und setzte sich erschöpft auf die Lagerstätte nieder.

„Herumschnüffeln – und fotografieren natürlich ...“ zischte Kevin.

„Ja uns beide“, erwiderte Frederik und hielt an sich, dass er den Meister nicht umarmte, gar küsste. Einen Augenblick lang hatte der junge Mann geglaubt, dass Athanasios ihn umarme; aber das tat er *nicht*, schob Frederik von sich, als sei er ihm lästig. Drohend starrte die auf die Wand gesprayte schwarze Sonne

ihm entgegen. Er würde nach Griechenland zurückgehen. Dessen war er sich gewiss; hier war er sich seines Lebens nicht mehr sicher. Frederik spürte plötzlich des Alten kalte Distanz; sie traf ihn in seinem Inneren wie ein antiker Dolch.

29

„Er hat eine andere, Mutter, er hat mich betrogen.“

Omi erbleichte. Das Schlimme war nun *doch* eingetreten ...

Sie setzte sich, den Telefonhörer am Ohr, auf den Stuhl neben dem Tischchen im Flur, worauf das alte Telefon stand. Was sie nie für möglich gehalten hätte, diese Parallelität des Gegebenheiten - war es denn wirklich wahr? **anderen.**

Nun erlebte sie ihren damaligen Schmerz, den sie für überwunden geglaubt, nochmals, gleichsam fokussiert auf Sekunden. Und wie ihre Freundin damals, der sie davon berichtete, hörte sie sich nun selbst sprechen:

„Bist du denn sicher?“

„Das Tuch und die Rosen!“ schrie Elisabeth am anderen der Leitung auf wie ein verwundetes Tier.

„Die Rosen ... das Tuch ...? Was meinst du damit?“

Die Blumen hätten am Fenster gestanden – ein fürchterlicher Geruch – ihr werde, wenn sie daran denke, gegenwärtig schier übel davon.

Könnten die Blumen nicht von Frau Wollnick sein, die Konstantin in der Zeit ihrer Abwesenheit versorgt habe ... ?

„Rosen, Mutter – Rosen ???“ brach es wieder aus Elisabeth hervor.

Das war natürlich ein nicht von der Hand zu weisendes Argument. „Und was ist das mit dem Tuch, Kind?“ fragte sie, um den Kummer der Tochter – am anderen Ende der Vergangenheit - zu lindern.

Mein Gott, sie war doch immer ein so fröhliches, zuversichtliches Kind; wie sie selbst: ihre Mutter; immer optimistisch, einfühlsam, immer korrekt; wie sie selbst

Elisabeth, in Verzweiflung, konnte kaum sprechen -

Sie war bedrückt vom Krankenhausbesuch nach Hause gekommen, die hungrige Katze strich ihr gleich um die Beine herum.

Das Terrassenfenster war gekippt, aber so, dass das gelenkige Tier mit einem Sprung hindurchschlüpfen konnte. Das große Wohnzimmer war gänzlich unverdächtig – nur unter dem Sofa schaute ein rötlicher Zipfel hervor – ein schönes – batikartiges Pflanzenmuster offenbarte sich in seiner ganzen prächtigen Fülle, als sie es weiter aus dem Spalt herauszog. Wie war das große

Halstuch bloß hierhergekommen; von Svenja, ihrer Tochter, stammte es nicht...

„Zwei feuchte Badetücher im Wäschekorb, bei der Waschmaschine unten im Keller – einfach ekelhaft – oder findest du das nicht, Mutter?“ und dann kleinlaut: „Sie haben geduscht und dann mit einander geschlafen ... Mein Gott – es bringt mich noch um...“

„Hast du ihn schon zur Rede gestellt ...?“ fragte die Alte

„Mein Gott, Mutter – nein: Er liegt da vor mir - im Klinikbett und ist todkrank! Verstehst du: todkrank ...“ Und noch kleinlauter als zuvor: „Dialyse sagt er – oder eine neue Niere...“

„Hat er Krebs?“

„Ja, Krebs – beide Nieren sind befallen“ erwiderte Elisabeth und war plötzlich seltsam aufgeräumt.

„Ich wollte gleich, als ich alles zusammenkombinierte, auf dem Absatz herumdrehen und zu dir kommen, Mama. - Aber ich *kann* nicht. Verstehst du?“

Und Mutter sagte nach langer Pause:

„Ja. Das verstehe ich, Elisabeth“.

Beiden standen – so weit sie auch *räumlich* von einander getrennt waren – die Tränen heiß in den Augen; und es war ihnen beiden ganz gleichgültig, ob dies alles nunmehr zum Rührstück wurde – es war das Leben!

Omi hatte gerade den Fernseher an und man hörte einen Off-Sprecher in irgend einer Dokumentation Bedeutsames sprechen – ganz, ganz lange; es war wie aus einer anderen Welt.

„Wenn etwas in dir hochkommt, ruf mich sofort an, Elisabeth – versprichst du mir das? Ich komme.“

„Ja, Mutter.“

Dann machte es klick- und die Frauen waren wieder allein.

Auch Juliane.

Sie sortierten sich, wie man so sagt.

Konstantin wusste nur, dass er jetzt alles geschehen lassen musste; nichts lag mehr in seiner Hand – grotesker Weise erinnerte er sich an eine Bibelstelle: „Nimm dein Bett und geh“ ... Es war alles ziemlich verfahren - insofern verspürte er auch keine Veranlassung aufzustehen, den Schmerzen zu entrinnen: die wurden ja abermals gelindert –durch die Spritze.

Er hatte, wenn er nunmehr resigniert zurückblickte: in letzter Zeit in der Tat die, im Nachhinein betrachtet, deutlichen Warnzeichen seines Körpers einfach überspielt – besser noch entgegen besseren Wissens unterdrückt. Es wäre auch gar keine Zeit dafür gewesen, etwas dagegen zu tun – nunmehr hatte er alle Zeit der Welt darüber nachzudenken, ob seinerseits ein anderes Verhalten *doch* möglich gewesen wäre.

Es war alles schneller gegangen als jemals gedacht, seine Erinnerungen kamen kaum mit all den Maßnahmen mit, denen er sich, kaum war im Krankenhaus eigewiesen, über sich ergehen lassen musste. Es sei höchste Zeit, hatte der ihn nun behandelnde Arzt äußerst vorwurfsvoll zu ihm gesagt „...das schleppen

Sie ja schon ziemlich lange mit sich herum – haben Sie denn nie einen Verdacht gehabt...?“ fragte er kopfschüttelnd..

Zunächst sei eine erste akute Blutwäsche nötig – zur Prävention weiterer Vergiftungen, die sich in seinem verkrebsten Körper aufgebaut habe. Auch dieser Mediziner ging nicht zimperlich mit ihm um, das war Konstantin aus Trotz gegen sich selbst nur recht. Alles Weitere an notwendigen Maßnahmen werde man dann noch diagnostizieren.

Plötzlich sah Regenz sich auf einem rollenden Untersuchungsbett liegen, wurde in einen großen Behandlungsraum geschoben, spürte den Stich der Kanülen; es wurde ihm schwarz vor Augen.

Angeschlossen an eine Dialysemaschine erwachte er wieder im Krankenzimmer.

Das war wohl alles die „Blutrache“ für sein bisheriges ungesundes Leben, kalauerte er, sich bewusst, dass dies nur abwehrender Galgenhumor war. Er richtete sich gleichsam ein – in seiner Niereninsuffizienz - ein Automat übernahm vermittels Schläuchen nun die Kontrolle über ihn - c'est la vie, dachte er bei sich.

Schon den dritten Tag lag er jetzt hier: Unterbrochen nur durch die Besuche von Frau Wollinck, Juliane und seiner Gattin; zu unterschiedlichen Zeitpunkten – immerhin: als sei es geradezu unter ihnen abgesprochen. Einmal würden sie

alle um ihn herum versammelt sein - und wenn auch... Er hatte keinen Einfluss mehr darauf...

Was ihn betraf – er würde schweigen: Feigling, der er war, dachte er bei sich.

Ob der Pfleger oder Assistent oder was er genau war , der ihn nunmehr

betreute, auch so ein schwanzloser Kerl war wie er? Der hatte –

patientendidaktisch – offensichtlich das Bedürfnis, alles was er an Handlungen

verrichtete, auch noch zu erklären. Der Schwachkopf redete und redete mit

nerviger Freundlichkeit auf ihn ein: über das Kappy am Gerät werde der Druck

ausgeglichen, und vor allem auch: sei zu verhindern, dass Blutbläschen

aufstiegen, sonst ergebe das eine gefährliche Embolie, was – unmittelbar zum

Exitus führen könne – na denn Prost - „Blut der Erde“ , dieser Schlager stieg

Regenz unversehens in den Kopf. ... Der andere parlierte etwas von

„Blutpumpe“ und „Blutfluss-Schema“, er hatte offensichtlich eine komplexe

Skizze im Kopf, an der er, während er seine Patienten versorgte, sich lehrerhaft

abarbeitete; strahlte absolute Kompetenz aus, was ja auch juristisch wichtig

war. Der Mensch - ein Konglomerat aus guten und bösen giftigen Säften, ging

es Regenz durch den Kopf. Und dass man so existenziell von der richtigen

Produktion und Verarbeitung und von Urin abhing ... davon hatte er ja

innerhalb der langen Wartezeit mit Juliane schon genügend abgeben müssen.

– „Noch eine Schaltung – soo –und der ex-korporale Kreislauf konnte beginnen.

Nun galt es, analog zum Pulsschlag, die richtige Reinigungsgeschwindigkeit zu finden – auch dieses war zwischen ihm und dem Assistenten ein Vertrauensakt.

Was Konstantin vor den Prozeduren, dazwischen und danach verabreicht bekam, war ihm ebenfalls schleierhaft. „Es dürfen keinesfalls Bläschen kommen...“ erklärte der Oberpfleger profund. Und – mit erhobenem Zeigefinger: „Der Kappy mit seinem Membran ist gleichsam die Seele des Ganzen“. Alles Üble konnte nun ausgefiltert werden.

Wie er so zwischen Kissen und Bettdecke hingestreckt war, kamen Konstantin die Gestalten: er als Patient, der emsige Assistent und der leise summende Roboter - wie Figuren in einer ziemlich plumpen Krankenhaus-Parodie vor, einem Sketch, in dessen Pointen-Focus er sich, der Kranke, befand ohne Möglichkeit einer Gegenwehr; lag er da: in einem Sanatorium oder in der kafkaschen Strafkolonie? Musste er nicht wegen der Luftproblematik seiner Apnoe-Erkrankung eigentlich besondere Gefährdungen befürchten? Konstantin wurde langsam wieder sehr müde.

Wenn er sich nun mit seiner ganzen, umfassenden Essenz in das Gerät verkröche: Ob sein leidender Leib im Bett dann nicht unentbehrlich würde? Nun griffen gleitende Roboterarme auf ihn zu; dies erinnerte ihn an die Skulptur vom alten Laokoon mit der riesigen Schlange; nur dass statt der

Söhne drei Frauen mit der dicken Natter rangen – die Wollnik - Juliane - oder war es doch *zweimal* Elisabeth? Es blieb ihm alles rätselhaft.

Und nun kam die Angst *doch*. Zu schwach war er geworden! ... – er ruderte und ruderte im Strudel des Waldsees und alles endete schließlich in einem blutigen Erguss.

Wie feinsinnig diese molekularen Systeme doch eingerichtet waren... Was alles aus mikroskopischen Milli-Prozenten entstand – zum Beispiel aus menschlichem Samen – ein neues Menschlein! Regenz verspürte bei diesem Gedanken wieder Lust wie beim Akt mit Juliane – oder war es auf Elisabeth – er hatte keinen Überblick mehr.

„Wir werden schon etwas finden...“ hatte dieser geheimnisvolle erste Arzt hinter der doppelt gepolsterten Tür gesagt, das Uringlas in der Hand, und ihm kühl lächelnd sein scharfes Haifischgebiss gezeigt ; ja - er stand auch im Büro von Regenz; sah ihn bloß durchdringend an - und nun war Konstantin *tatsächlich* dem Tode geweiht.

Als er wieder aufblickte, stand Frau Wollnick vor ihm.

Gestern hatte er sie gebeten, von der Kanzlei und den vergangenen Tages-Ereignissen zu erzählen. „Jetzt schalten Sie doch endlich einmal ab“ hatte ihm die Wollnick entgegnet; aber er hatte darauf bestanden.

Mit einem Finger nestelte Konstantin nach der gestrigen Tageszeitung, die sie mit sich trug , ihm also *doch* gebracht hatte.

In dicken Lettern stand da etwas „von weiteren Schlussfolgerungen“ zu der großen Demonstration von vor drei Tagen in der Stadt.

„Alles wieder neu aufgekocht,“ sagte Frau Wollnick trocken, „ ... mittlerweile recht übel...“ fügte sie noch hinzu.

Konstantin verfolgte, etwas angestrengt, den Kommentar.

„Starker Tobak“, meinte er dann. Was dort über den griechischen Dozenten zu lesen war, *grenzte* nicht nur an Rufmord, sondern *war* ein solcher in der unappetitlichsten homophoben Form: Und dann noch das groß aufgemachte Bild dazu: Der Grieche, halbnackt, mit einem seiner Studenten, ebenfalls fast entblößt, auf einer Matte liegend - in einer Haltung, die sehr intim war - wahrscheinlich sogar, zur Verstärkung dieses Eindrucks , – in obszöner Absicht nachbearbeitet war . Im Artikel wurde kaum verhehlt, dass der Fotograf nächtlich in das Atelier eingebrochen war, um das „schwule Liebesnest“, wie es wortwörtlich hieß, „zu enttarnen“.

„Die Stadtkamarilla versucht nun mit allen Mitteln, das Grundstück in den Griff zu bekommen“, meinte Frau Wollnick. „Dass die Universität bloßgestellt ist, dürfte wohl klar sein –,“

„- und zum Verkauf kirre gemacht ...“ entgegnete Konstantin. Er ließ das Zeitungsblatt von der Bettdecke fallen.

„Eine Schlammschlacht, Regenz ...“

„Gut, dass wir damit nichts zu schaffen haben“ seufzte er; er empfand wieder Schmerzen und streckte seine Beine aus; in einem Fuß verspürte er wieder die gefährliche Leere.

„Beinahe schon“, sagte Wollnick. Sie zögerte, und dann brach es aus ihr heraus:

„Der fremde Herr war wieder da und wollte Sie sprechen...“

Konstantin verspürte in der Nierengegend einen Riss.

„Wir steigen da aus, Wollnick... alles zu heiß – alles verlogen - zu schäbig ...“ stöhnte Konstantin überlaut.

Frau Wollnick nickte kühl.

Beim Wort „schäbig“ war sie leicht aufgezuckt und blickte ihn an.

Er fiel in sich zusammen, während sie ihre Mappe packte; sie schaute auf die Uhr und wirkte nervös. Bald, das fühlte sie, würde diese Studentin kommen.

Gestern hatte sie bereits, bevor sie ging, die welken Rosen aus der Vase genommen und sie in den Papierkorb verfrachtet.

„Die Zeitung: nehmen Sie – dieses Schmutz-Zeugs bitte mit ...“ hauchte Konstantin und klingelte nach der Spitze.

Die Oberschwester kam; doch Frau Wollnick war längst fort. Wie lange konnte das alles noch gutgehen ... ?

V.

31

Elisabeth wurde ganz ruhig, als sie zwei kleine Kerzen anzündete und sie auf dem großen gusseisernen Kerzenständer aufpflanzte, der sich mit seinen vielen schmalen Tropf-Pulten vor ihr ausbreitete. Sie stand sie an der Bank in der Nische des Nebenschiffs vor dem Marienaltar.

Nicht dass sie besonders kirchlich gewesen wäre, gar christkatholisch – sie stammte aus einem protestantischen Haus, Konstantin war der Katholik; aber beide waren ohne größere kirchliche Bindungen sozialisiert – nur das Übliche – die Feier- und Festtage betreffend - warum nicht den schulischen Religionsunterricht besuchen, er gehörte schließlich zum Angebot. **sich** - Das Andocken an überkommene Riten bei wegweisenden familiären Angelegenheit wie Taufe, Kommunion/Konfirmation, Hochzeit und Begräbnis verstand sich von selbst – auch der Weihestimmung wegen.

Geheiratet hatte das junge Ehepaar Regenz ökumenisch; als junges Paar hätten sie damals in ihrer Studentenzzeit auf dergleichen verzichten können - aber ganz brechen wollte man ja nicht mit als bürgerlich empfundenen Traditionen - der Eltern wegen; die zahlten überdies ja auch brav Kirchensteuer; dieses alles übernahmen sie dann - des guten Tones wegen, im beginnenden gesetzten Alter - selbst, nicht ganz uninteressiert, schon der kleinen Kinder wegen, aber ohne größeres Engagement. Einmal hatte Konstantin sogar davon erzählt, dass er, der frühe Waise, sogar für kurze Zeit Messdiener gewesen war. Der Zeitgeist prägte sie beide in ihrer latenten Religionskritik.

Wie war sie bloß zum ersten Mal auf diese schöne Marienstatue hier in der großen katholischen Stadtkirche getroffen, an der sie sonst üblicherweise beim Einkauf vorüberging ?

Richtig - ein regnerischer Tag wütete damals, das wusste sie noch: da trug sie das Zwillingsspaar bereits als Embryonen unter dem Herzen; gestern hatte die Ärztin es diagnostiziert.

Und da der Sturm durch die Fußgängerzone peitschte, fand sie sozusagen Zuflucht hier. Es wurde gerade die Messe zelebriert - alle Bänke des Hauptschiffes waren besetzt - sie fand sich schließlich, weil sie sich ausruhen musste, im Seitenflügel vor dem Marienaltar wieder. Elisabeth war gleich

magisch angesogen von dieser Statue der Mutter Gottes – eine himmlische Katharina von Bora gleichsam, Luthers Frau. Das Kerzenlicht flackerte – sie war vor der Statue nicht allein; eine Frau, viel älter als sie - erfahrenen mittleren Alters, wahrscheinlich besaß sie schon erwachsene Kinder - stand vor ihr, versunken in Reflexion. Und die schöne Maria blickte zu ihnen beiden hinab – aber war sie jung – oder war sie alt? Im Dämmerlicht erschien sie in dieser oder der anderen Gestalt; einmal mit ernstem Gesicht, dann wieder: fröhlich lächelnd - je nach der Gemütsverfassung der vor ihr Verharrenden. Sie strahlte eine unendliche Selbstgewissheit und je länger die Frauen sie ansahen, desto stärker empfanden sie die Kraft, die von der Heiligen ausging; sie hatte Elisabeth durch die schwere Geburt ihres Zwillingspaars geführt; wie nur hatte sie das vergessen können ...

Auf der Flucht vor ihren widersprüchlichen Gefühlen und Gedanken war Elisabeth auch heute in das Dämmerlicht der gotischen Hauptkirche geeilt; dieses Mal stürmte nicht ein schlimmer Regentag draußen , sondern das Innere brodelte in ihr wie ein Zornesvulkan; dieses Mal führte sie nicht der Zufall hierher; dieses Mal strebte sie ganz gezielt das Nebengewölbe der Stadtkirche an.

Sie spürte den Wunsch, ein Licht zu entzünden – um innerlich ruhig zu werden... Gemäß dem Ritus steckte sie zwei Kerzen auf. Sie musste „an die Lebenden“ und „an die Verstorbenen“ denken - und nahm neben sich die junge Frau wahr; war sie nicht schwanger?

„Bis dass der Tod Euch scheidet“ - dieser pathetische Satz durchfuhr sie plötzlich. Blickte die Madonnenfigur auf sie hinab?

„Bis dass der Tod Euch scheidet...“ irgendwie kam Elisabeth von diesem Schwur nicht los – es war wie ein Mantra.

Jetzt stand der Tod vor der Tür, hatte die Gestalt dieses Arztes mit dem Bart und dem Haifisch-Gebiss.

„Die Wahrheit ist: Es sind Karzinome in beiden Nieren; es bedarf einer Operation; ob Metastasen bereits ins andere Gewebe übergegriffen haben, ist eher wahrscheinlich als ungewiss. Zumindest eine Dialyse wird nötig sein – bei langfristig positivem Verlauf; vielleicht hat er Glück. Besser wäre da eine neue Niere...“

„Sie wollten die Wahrheit wissen – das ist sie, wir haben etwas gefunden“ meinte er.

„Ja, die Wahrheit...“ sagte Konstantin und verstummte.

„Eine Lebend-Niere könnte die Rettung sein“, fügte der Haifisch nach langer Pause an. „Die statistischen Chancen dafür stünden gut. Das ginge, wenn alle Daten des Spenders kompatibel sind, so schnell als möglich, besser gestern als heute.“

Elisabeth saß erstarrt im Besprechungsraum, spürte, wie Konstantin nach ihrer tröstenden Hand greifen wollte, doch sie streckte diese ihrem Konstantin nicht entgegen.

Ein tiefer Schmerz kam in Elisabeth hoch, als sie vor der Madonna an diese Besprechung dachte. Sie hatte sich – trotz aller Wut – kündigt gemacht, ob eines ihrer eigenen Organe für einen Austausch in Frage kam. Die Analyse war positiv.

Konstantin weinte still vor sich hin, als Elisabeth ihm ihre Bereitschaft eröffnete.

„Das musst du – nicht – für mich tun – Elisabeth – nach allem, was zwischen uns steht ..“

“Ich liebe dich“, sagte sie nur.

Es klopfte.

Juliane trat ein, ganz bleich – jung und schön - in hellfarbenem Rock und Brüsten, die langsam schwollen; ein schweigsamer Engel unter den Frauen.

Elisabeth nickte ihr kurz zu und brach auf.

Der Kerzensegen im Schatten der Madonna hatte gewirkt.

Morgen sollte der Austausch der Nieren beginnen.

„Das ist dann wohl das Alkestis-Motiv?“ sagte der Freund zum Autor; und sein sarkastischer Unterton war ganz offensichtlich.

„Alkestis – wieso Alkestis?“ fragte der Autor den Freund.

„Sie opferte sich auf für den Gatten – geht für ihn ein in das Totenreich... “

„Dieser Frauename aus der griechischen Mythologie – er ist wirklich das Letzte, woran ich dachte ...“

Er war verärgert, dass der Freund so unangemessen: bloß literarisch urteilte.

Ob die Bereitschaft Elisabeths, Konstantin zu retten, nicht die natürlichste Sache der Welt sei.

„Mein Lieber, nur so allein kannst du dir als Erzähler den Kopf aus der Schlinge ziehen. Dein Plot ist arg vertrackt...“

„Mein Plot – es ist das Leben !!!“

„ Und dann noch diese religiöse Verbrämung – die Gattin ist eifersüchtig, nichts weiter ...“

„Na und?“ entgegnete er, „aber sie liebt ihn. Ist das keine Option auf Glaubwürdigkeit?“

“Und diese Barlach-Madonna gleichsam als dea ex machina ...jetzt mach einen Punkt!“

Der Autor schüttelte den Kopf. „Als wenn dies noch die Frage wäre – „

„Also, ich bitte dich ...“ erwiderte der Freund: „Jede einer Transplantation vorgeschaltete Ethik-Kommission würde den Eingriff an Elisabeth verweigern!““

Der Freund verstand ihn einfach nicht, oder er wollte es absichtlich: Weshalb kam er jetzt mit dieser „Ethikkommission“?

„Auf jeden Fall musst du Juliane in die Wüste schicken – oder bleibt sie bei ihrem bisexuellen Jung-Hetero? “

Der Autor schlug die allerneusten Seiten seines Manuskripts zusammen.

“Und welcher Schluss würde dir passen - ich meine: interaktiv ...?“

Der Freund brauste auf und rief ziemlich gereizt: „Bin ich denn Gott...?“

„Siehst du, nun hast du es mit der Religion“.

„Sei nicht albern...“ Der Freund öffnete das Fenster und blickte über den Waldsee.

„Ich fahre jetzt zum Ufer hinüber - zum Joggen...“ sagte er kleinlaut,

„... aber nicht so, wie du denkst!“

„Na, wer weiß...“

„Ich jedenfalls habe keine Gesundheitsprobleme!“ hakte er nach.

Er ließ den Autor einfach stehen. Alles hier ging ihm - zumindest im übertragenen Sinne: an die Nieren.

Der Freund hatte wütend die Haustür zugeschlagen und ein Luftzug wirbelte sich durchs Treppenhaus: hoch in das Arbeitszimmer des Autors. Die letzten Blätter seiner Novelle waren zu Boden gesegelt.

Sollte er doch sein Puzzel alleine zu Ende bringen! dachte der Freund, als er im Auto auf den Parkplatz einbog.

Überrascht war er, als er dort an einem Gestänge Julianes Mofa stehen sah. Papier ist geduldig, dachte er und zog sich langsam, aber stetig zum Dauerlauf um. - Die Kamera !

Er hatte sie im Arbeitszimmer des Autor vergessen.

„So ein – verdammter Mist!“ dachte er, „...es bleibt mir auch nichts erspart...“

V.

33

Konstantin brauchte sie nicht zu bitten, nicht mehr zu kommen - Juliane hatte begriffen, und blieb einfach aus; auch wenn ihr – altmodisch formuliert – das Herz dabei brach, was andererseits so altmodisch eigentlich gar nicht ist; aber das war eher etwas zum Ausweinen bei ihrer Mutter..

Frederik hatte sie nun auch verloren; er war einfach ausgezogen; Kevin und seine Freundin nahmen ihn auf, soweit er nicht überhaupt die Nächte im Theateratelier verbrachte ; auch zu diesem Abschied bedurfte es keiner Worte mehr. Frederik hatte ihr noch einen Brief geschrieben, in dem er sich zu erklären versuchte ... Wie lyrisch, wie romantisch er die Zeit mit ihr darstellte und für sein Coming out um Verzeihung bat; ja auch sie würde ihre Zusammensein niemals verschmerzen.

Ausgerechnet auf dem Weg zu Konstantins Krankenhaus hatte Juliane ihre Freundin Esther, die sie mit Frederik zusammengebracht, eigentlich

verkuppelt, hatte. Esther, die wohl ebenfalls ausweichen wollte, kam aber dann bereits auf Juliane zu.

„Hast du das Bild in der Zeitung gesehen ...? “ fragte sie hastig.

Juliane nickte.

„... das war doch nicht *Frederik*...?“

„Doch“, erwiderte Juliane

Esther schaute schuldbewusst zu Boden.

„Es tut mir so leid für dich, dass er schwul ist...“, sagte sie leise.

„Ja, schwul ...“, wiederholte Juliane etwas harsch und sie setzte sarkastisch hinzu: „Wie junge Männer aus dem Internat es *bekanntlich* - eben - oft sind.“

„Du wusstest es schon lange?“ fragte Esther und schaute zur Seite.

„*Nie* - er wusste es ja selbst nicht..“

Esther setzte an, etwas dazu zu sagen; verbiss es sich jedoch schnell.

„Aber ihr habt noch Kontakt...?“ wollte sie wissen.

Juliane schüttelte den Kopf. „Er ist einfach gegangen“ erwiderte sie dann und hielt sich innerlich an ihrem Keimling fest.

Esther holte die Zeitungsseite aus ihrer Kladde; offensichtlich hatte sie diese immer dabei.

„Das Ganze ist eine solche Schweinerei...!“ schrie sie.

„Mit einem solch intimen Bild an die Öffentlichkeit zu gehen ...! Diese Kerle von der Presse sollte man schlachten ... ! “ schrie sie noch lauter, zornesrot, plötzlich selbst entsetzt über sich, sie war schließlich angehende Ärztin

Trotz der Entfernung konnte man sehen, es machte am jenseitigen Ufer ein Mann Fotos von dem Mühlen-Gelände und der Fabrik.

„Schon wieder so ein Schnüffler - Unverfrorenheit! -Ja dann ... “ sagte sie noch und wandte sich bereits zum Weitergehen; kam dann auf Juliane zu, um sie noch flüchtig zu umarmen. „Wenn etwas ist, kommst du unbedingt bei mir vorbei“.

„Was soll denn sein –“, fragte Juliane kühl; dieses gutgemeinte Gehabe verletzte sie irgendwie.

„Ich meine, Ihr wart ja doch längere Zeit zusammen...“

„Ja, seit deinem Fest“ sagte Juliane und erinnerte sich daran, wie geil sie auf einmal auf den jungen Studenten geworden war.

Esther seufzte auf. „Irgendjemand hat ihnen das angehängt ... Der Grieche sollte wohl raus aus dem Gemäuer... Intrigen über Intrigen. Ich kenne das selbst aus dem Krankenhaus“.

Juliane löste sich aus der Umklammerung.

„Du, Esther - was *ist* das eigentlich genau – Nierenkrebs?“

„Schlimme Sache,“ entgegnete Esther beiläufig. „Niemandem zu wünschen..., besonders wenn man nicht schnell genug eine neue ...“ Mitten im Satz brach sie ab. Esther sah Juliane an.

„Juliane, wie kommst du denn *darauf?* - Du musst mich unbedingt besuchen, hörst du – oder telefonieren. Ich muss jetzt leider gehen...“

Natürlich rief Juliane nicht an.

Lieber telefonierte sie mit ihrer Mutter.

Julianes Mutter war platt.

„Was redest du für Zeugs?“ wollte sie von ihrer Tochter wissen. „Du willst wieder zurück? Was ist mit der Magisterarbeit? Was ist das mit der Bibliothek? Bist du denn fertig? Warum weiß ich davon nichts?“

Sie wollte fort, lieber bei der Mutter in ihrer Heimatstadt entbinden.

Sie wisse: dass sie schwanger werde, gestand Juliane. Sie habe sich in einen älteren Mann verliebt, sei ihm in ihrer folgenreichsten Nacht völlig erlegen, habe ihn gewollt.

Julianes Mutter rang nach Luft: Der schöne Frederik, der ihr als Schwiegersohn fast schon ans Herz gewachsen - er war der Vater also ihres künftigen Enkelkindes *nicht*; sie hatte , erinnerte sie sich nun enttäuscht, diesem Schönling gegenüber ein eigenartiges Feeling gehabt.

Und dann rang Juliane nach Luft – ihre Mutter fragte nach, ob sie das Kind denn austragen wolle. Ob sie wirklich noch die Kraft haben würde, auch ihre Prüfungen zu bestehen – die Mutter sprach eindringlich davon.

Juliane legte sofort auf und sank erschöpft in den Sessel.

Sofort klingelte es wieder – wieder – und wieder. Sie nahm, leise in sich hineinweinen, nein: -wimmernd, nicht mehr ab, ließ die Mutter, die sie einfach so stehen ließ, einfach stehen: . in ihrem grellen Display. Eine dicke Fliege summte am Fenster im Dämmerlicht wie eine Sirene.

Jetzt war Juliane wirklich: ganz allein; konzentrierte sich auf ihr künftiges Kind, den winzigen Embryo, den sie, ihn beschützend, schon in sich wachsen spürte – nur das war jetzt noch wichtig. Die Ereignisse um sie her hatten sich in der Tat überstürzt...

Am Bootssteg hielt sie am nächsten Morgen an Von hier aus hatte man einen weiten Blick auf den Waldsee; auf der anderen Seite befand sich der schicksalhafte Trimm-dich-Pfad. Von der anderen Seite des Restaurants hörte

man in einem Windstoß vom Schwimmbad her fröhliche Kinderstimmen: eine Familie mit Kindern – im Badespaß..

Sie fror. Sie hatte Frederiks langes Tuch um ihren Oberkörper geschlungen – Konstantins Frau hatte es wohl in der Villa gefunden und es – ohne ein Wort an Konstantin zu richten – über den Besucherstuhl in seinem Krankenzimmer gelegt; von dort hatte sie das Geschenk, ebenfalls wortlos, wieder an sich genommen.

Als sie in die WG zurückkehrte, wartete ihre Mutter vor dem Haus - „Kind, Juliane, sagte sie – „ich habe es doch nicht *so gemeint* ...“

Etwa zum Termin der Nierentransplantation war Frederik mit dem Dozenten nach Griechenland geflogen. „Sie sind jetzt in Sicherheit“, dachte sie.

Wenn sie die letzten Tage aus dem Vorort, von dem sie demnächst Abschied nehmen würde, über den Berg am Waldsee vorbeifuhr - und in den Höhengschneisen geradenwegs auf ihn sah , schaute dieser sie mit seiner blauen Fläche wie ein einäugiger Zyklop unentwegt an; dann spürte sie in ihrem Bauch bereits kleine Regungen – oder bildete sie sich das in diesem frühen Stadium nur ein? Sie bekam Furcht, auf dem treuen Gefährt zu verunglücken ...

Schließlich hatte sie - in einer melancholischen Eingebung - ihr Mofa einfach am Seeufer zurückgelassen; im Regen verrostend stand dieses jetzt - natürlich an einen romantischen Lindenbaum gelehnt, ohne Besitzer herum, gleichsam der Verwitterung, die ja alles erfasste, ausgesetzt. Das uralte Gerät hatte keinen Wert mehr für sie, eher war bald ein Kinderwagen angesagt, wie es ihr durch den Kopf fuhr; ihre Mutter begann schon ein übereifrig Käppchen zu stricken – eines in Rosa und eines in Blau.

Irgendwelche türkischen Knaben hatten zwei Tage später: von dem Motorroller kurzerhand, was noch einigermaßen brauchbar schien, abgeschraubt und den sperrigen Rahmen-Rest johlend in den Waldsee geworfen – gleichsam zur Opferung.

Lieber Gott, dachte Juliane bei sich – lass die Transplantation gut gelingen...

Den Flug über das Meer empfand Athanasios wie eine Befreiung; unter ihm breitete sich sein zerklüftetes Heimatland mit den unübersehbaren Inseln aus. Er fühlte wieder Stärke in sich, aufgestiegen wie ein Phönix aus der Asche der Demütigungen. Bald würde er auch wieder den Boden des Pelepones betreten – den er seit anderthalb Jahren verlassen hatte. – Von Athen aus würde es mit dem Mietauto noch etwas dauern, bis Palia Epidauros erreicht war, der kleine Ort am Saronischen Golf, in dem er, an einem sanften Hügel der Argolis gelegen, ein verwaistes Haus besaß, eher eigentlich eine verfallene Hütte - mit Blick auf die nordöstliche Ägäis. Sicherlich würde es ihm, nach dem Schock, den er erlebt hatte, bald möglich sein, neue Stauen im verwilderten Garten zu formen, Bilder zu malen und - vielleicht sogar, bei wieder aufgenommenen Beziehungen, ein neues Antikenprojekt auf die Beine zu stellen - im kleinen Göttertempel dort in leicht erreichbarer Nähe oder im großen berühmten Heiligtum einige Kilometer weiter entfernt - möglicher

Weise sogar auf irgend eine Weise mit seinen treuen deutschen Studenten – vor allem aber mit Frederik, seinem blonden Orest.

Der hatte das Haupt an die weiche Kopfstütze des Sitzes gelehnt und schien die Flugzeug-Landung zu verschlafen. Die anderen Passagiere hielten das Männergespann wohl für Odysseus und seinen Sohn Telemachos - oder weit schicksalhafter – für Ikarus mit seinem Vater Dädalus; dass sie ein Liebespaar waren, verriet sich nur dem Kenner - in der einen oder anderen Geste, dem einen oder anderen Blick, den sie sich bisweilen zugeworfen hatten.

Je dichter er wieder dem pulsierenden „Blut seiner griechischen Erde“ näher kam, desto mehr fragte Athanasios sich, wieso er vor anderthalb Jahren noch einmal nach Deutschland, seinem alten Studienland, zurückgekehrt war.

Er hatte, vor Jahrzehnten, kurz nach seinem Kunststudium in Athen, auf der ostdeutschen Spree-Insel als Assistent gearbeitet und dort – nebenbei - ein Verhältnis mit einem feinsinnigen SED-Funktionär gehabt, der – gleich ihm – die Musik des aufrührerischen Theodorakis sehr schätzte; überdies waren sie dabei, eine neue deutsche Aischylos-Übersetzung zu erstellen, die freilich nie veröffentlicht wurde, weil eines Tages — der Freund aus politischen Gründen verhaftet wurde, wahrscheinlich weil er ein heimlicher Regimegegner war.

Hals über Kopf hatte Athanasios mit Hilfe der Abteilungsleiterin, zu der er ebenfalls eine Beziehung gepflegt hatte, das sozialistische Deutschland verlassen.

Er schlug sich dann an vielen Stränden Griechenlands als Maler und Bildhauer herum, zumeist als Günstling betuchter Sammler; sehr oft ebenfalls in den Bars und Cafes der Touristenorte, wo er sich aushalten ließ, abwechselnd von Frauen und Männern - Zufallsbekanntschaften: namentlich aus Frankreich und aus dem zurückgelassenen Deutschland, die auf den attraktiven Feuerkopf mit heldischer Aura Lust verspürten und – je nach emotionaler Gestimmtheit - er auf sie: Lebensepisoden voller Erotik waren dies, die sein Selbstbewusstsein stärkten, bis er sich endlich auf das kleine Insel-Gut seiner bäuerlichen Eltern zurückzog und dort in den umgebauten Stallungen ein eigenes Atelier errichtete.

Das stieß zunächst bei seinen alten Eltern auf Ablehnung; sie hätten den exzentrischen Heimkehrer, dem sie ein ihnen völlig fremdes, unverständliches Studium in der Hauptstadt finanziert hatten, lieber verheiratet und in ihren traditionellen Fußstapfen schreiten gesehen – aber da er erfolgreich war, gaben sie schließlich klein bei; in kurzer Abfolge verstarben sie bald.

Inzwischen verfügte Athanasios, zeus-haft älter geworden, auch über Kontakte zum Festspielort Epidauros: mit seinem riesigen antiken Theater,

wo er einmal im Jahr zunächst als Bühnenbildner, dann auch als szenischer Berater wirkte – vor allem bekannt durch seine großen markant gestalteten Segeltücher, die in den Tragödienaufführungen als eindrucksvolle Prospekte dienten. So wurde er im Laufe der Jahre zum Anziehungspunkt namentlich der jungen Schauspielerinnen und Schauspieler.

Dann sah er die Ausschreibung für eine Dozentenstelle in Deutschland, das er nie innerlich abgeschrieben hatte: Immer wieder waren in ihm Bilder aufgetaucht von den Museen auf der berühmten Spreeinsel – und zu namentlich deutschen Besucherinnen und Besuchern Griechenlands und seiner Strände hatte er ja immer eine Zuneigung besonderer Art empfunden ... heiße Amouren , so erinnerte er sich ...

Nun war er endlich wieder im elterlichen Anwesen angekommen, das ihn grau und verwildert anstarrte - als mache es ihm einen Vorwurf wegen der deutlich sichtbaren monatewährenden Vernachlässigung von Garten und Gemäuer. Aber ihr bindungsloser Besitzer kam ja nicht allein...

Athanasios geleitete Frederik in die dunkle, mit morschen Fensterverschlägen verschlossene Stube; modrig roch es. Eine Schlange machte sich sogleich aus dem Staub – hinaus in die gleißende Wärme; Frederik griff in ein Spinnennetz, dessen Musterung ihm plötzlich erschien wie das Geäder einer schwarzen

Sonne; von einem Balken hing, ein dürres wartendes Gespenst, ein leerer Strick.

Wie jung er noch ist, dachte Athanasios; hinter sich spürte Frederik den dunklen Schatten des Meisters, der ihn mit seinen nackten behaarten Armen umschlang und Frederik allmählich zu Boden zog. Nein - es war kein Phantom...

Sie rissen einander die Kleiderstücke vom Leib und liebten sich.

35

Die Veränderungen zwischen Konstantin Regenz und seiner Frau waren, wie Schicksalsschläge es eben sind, unerwartet plötzlich gekommen ...Es gab nun Wichtigeres zwischen ihnen Konstantins leidige Affäre: Existenzielleres - noch Stärkeres: als sie es bei der Geburt ihrer Kinder empfanden; diese entflohen ohnehin bald dem elterlichen Nest. War es nicht die Chance, sich als Paar neu zu finden?

Jeder brauche nach der Transplantation– seine „eigene“ Ruhe, so lautete die Anweisung der operierenden Ärzte; es war nicht üblich, dass diese Nieren-Patienten, auch als Eheleute nicht, in *ein* Zimmer zusammengelegt wurden - und das war sicherlich weise so. ... Die von außen terminierten Maßnahmen ergaben: über Konstantins Untreue zu sprechen war gar keine Zeit mehr – und ganz konkret gar kein Raum.

Dass er sie in den letzten Monaten sogar gehasst hatte: weil sie ihm nicht mehr zu willen gewesen war - mein Gott – dachte er: Wie weit war es zwischen ihnen gekommen...! Und dass Elisabeth nun für ihn so bedingungslos einstand, beschämte ihn.

Eines Tages –, dachte Konstantin würde er Elisabeth alles gestehen: Was sie ja ohnehin wusste - was sie - *auch* um sich selbst zu schonen - geflissentlich übergang.

Schneller als jemals gedacht, gediehen die Heilungsprozesse; die Ärzte bestätigten dies, selbst darüber einigermaßen stolz. Welche Wunder vollbrachte die moderne Medizin! Auch Oma, die sich in der elterlichen Villa in der Zwischenzeit bereitwillig um die Zwillinge gekümmert hatte, konnte es kaum fassen.

Bereits nach kaum zehn Tagen war Elisabeth wieder zu Hause, ohne Komplikationen. Herrn Regenz entließ man zu einem längere Kuraufenthalt fünf Wochen später -mit der Auflage freilich, sich künftig verlässlich hineinzufinden: in den täglich streng einzuhaltenden Rhythmus der Einnahme diverser Tabletten; er, als Jogger, werde sicherlich insgesamt bald wieder der Alte sein.

Jetzt lag Regenz, wie nun öfters nach Operation und Kur abends ausgestreckt auf dem Sofa, immer noch leicht sediert, vorsichtshalber: wegen der

Schmerzen, geschwächt von bisweilen noch zusätzlicher Dialyse. Die Katze tapste auf ihm herum und schnurrte dabei – ein skurriles Idyll.

Er blickte hinüber auf das große Familienfoto auf der Kommode: Elisabeth, er, das Zwillingspaar Jakob und Svenja.

Irgendwie waren sie alle nach dem Schrecken der Operationen aufmerksamer im Umgang mit einander geworden.

Svenja erzählte – was sie sonst für sich behalten hätte - begeistert von Rafaello, ihrem Sommerferien-Schwarm aus Italien, den sie – wie zufällig - bei einem Badeausflug während der Sprachkurszeit kennengelernt hatte und mit dem sie täglich auf ihrer „App“ Konversation betrieb.

Und Jacob hatte – was er sonst partout nie getan hätte - sogar Vaters Büro-Beamer aufgebaut und zeigte seine nahezu vierhundert Schnappschüsse, die er während der Gebirgswanderung mit dem Handy aufgenommen hatte.

Omi hatte wieder - dieses Mal im Hause Regenz - ihren berühmten Streuselkuchen gebacken. Ja, ohne die Schwiegermutter wäre das alles nicht zu bewältigen gewesen; und auch die Enkelkinder dankten es ihr.

Zu Elisabeth blickte Konstatin bisweilen beschämt wie zu einer Heiligen auf; in der Tat hatte er im Bücherregal das Bild einer Madonna entdeckt, das nur sie

mitgebracht haben konnte. Er genoss es, von ihr umarmt zu werden; traute sich andererseits kaum, ihre Umarmung zu erwidern, so sehr spürte er, dass sie ihn auf ihre scheuer gewordenen Art immer noch mochte: Waren sie durch den Austausch der Organe nicht beinahe selbst zu Zwillingen geworden, die sich gemeinsam freuten, dass sie einfach noch lebten ?

Natürlich musste er auch an Juliane denken, seine erste Lebensretterin: seine letzte Leidenschaft; ihre Abwesenheit empfand er ebenfalls als eine merkwürdige Intensität – er konnte sich diesen eigenartigen Widerspruch nicht erklären er: der eigensüchtige Mann in verständnisvollen Frauenhänden

Konstantin bemerkte zum ersten Mal Blumenduft. Frau Wollnik hatte einen bunten Strauß – notabene keine weißen Rosen – mitgebracht; sie war jetzt öfter zu Gast in seinem Haus.

Manchmal, wenn sie in den kommenden Monaten abends noch allein im Wohnzimmer aufsaßen, gemeinsam schweigend, bei einem Glas guten Rotweins, den Elisabeth eingeschenkt hatte: glaubten sie einen Schatten auf der vom Mond beschienenen Terrasse zu sehen – sie zuckten dann auf:

Gottlob - nur ihre nächtlich noch herumstreunende Katze.

Es war der winzige Augenaufschlag der Angst, dass all das Gute, das sie empfanden, doch noch misslingen könnte.

Wenn beide endgültig genesen waren, wollten er und Elisabeth - das nahmen sie sich dringend vor- zu Schiff auf Weltreise gehen: um dann in einer der schönen gemeinsamen Nächte in der engen Kabine, Körper auf Körper, wie in ihrer Verlobungszeit, mit einander zu schlafen; aber das war ihm, Konstantin, jetzt eigentlich nicht mehr so wichtig.

Fast über Nacht waren die Bagger an das Gelände am Waldsee gekommen. Mit ihren großen Schaufeln schlugen sie zunächst gegen die Wände der großen Hallen; nur das Eingangsgebäude der sogenannten Alten Fabrik blieb erhalten – für Seminarräume der Universität; alles andere mussten weichen, bis – das war der zweite politische Kompromiss – auf die an das Flüsschen angrenzende Historischen Mühle; sie sollte als kleines Bistro dienen, zur Einkehr einladend nach dem Bummel im bald zu errichtenden Einkaufscenter.

Abgeräumt war dazu dann auch – schneller als man es versah – der Berg aus Schutt und Geröll, der die noch einzig verbliebene angrenzende Ufer-Wiese vollstaubte; offensichtlich hatten die Bauherren ein großes Interesse daran, so schnell wie möglich vollendete Tatsachen zu schaffen. Etliche Male erschienen in der Zeitung Artikel, die sich positiv darüber ausließen, dass der „bisherige ungenutzte Schandfleck“ – so die Formulierung – spätestens bis zum Sommer

des nächsten Jahres verschwunden sein: - das war also nicht viel mehr als ein dreiviertel Jahr: eine „Hochleistung der Bautechnik“, ein „Aushängeschild für die Stadt“ und ihren Ruf als bedeutender Einkaufsstandort in der Region.

Überdies werde an anderer Stelle darüber „nachgedacht“, der Uni im Austausch zur genutzten Halle eine andere „Fläche“ – wie es gespreizt hieß: zur musischen Nutzung“ zu übergeben, möglicherweise die alte Feuerwache im städtischen Norden ; deren großzügiger Neubau an der Peripherie es sei aus „Modernisierungsgründen“ sowieso dringend nötig, eine entsprechende Vorlage im Rat der Stadt bereits von den Fraktionen im Vorfeld planerisch angestimmt. .

Für diese etwas verwirrende Wendung war das Dekanat dankbar, namentlich natürlich der Dekan in Person. Eine neuerliche Kraftprobe mit der politischen Gremien der Stadt und den hinter ihnen stehenden Interessengruppen hätte man sicherlich nicht lange standhalten können – vor allem nicht mit dem streitbaren, alles auf eine Karte setzenden Zeitungs-Verleger, einem der Ihrigen. Und dass die Universität nunmehr das enge Torhaus der Fabrik für die Seminarnutzung erhielt – mit der Perspektive auf die alte Feuerwache als möglichen Bühnenersatz - konnte durchaus als akzeptable Lösung entgegengenommen werden.

Das Antikenprojekt freilich musste „abgeblasen“ werden.

Ohnehin hatte sich der griechische Dozent, Hals über Kopf, mit seinem blonden Adlatus, von einem Tag auf den anderen, gleichsam sang- und klanglos abgesetzt. Einer Aufforderung zur Anhörung betreffs der über ihn verbreiteten Berichten war er ausgewichen – gottlob: Alles andere hätte wieder in aller Öffentlichkeit ausgetragene Scherereien bedeutet – polemischster, unappetitlichster Art. Der entsprechende Vorladungs-Brief der Universität hatte den Dozenten schon gar nicht mehr erreicht. Schuldeingeständnis oder nicht – die Sache war so glimpflich vom Tisch ...

Es gab noch einen ziemlich zusammengekürzten Leserbrief des Asta an nicht markanter Stelle in einer Wochenendausgabe der Zeitung - und - natürlich - Protest-Flugblätter wegen der Schließung des Theaterseminars – mit rüden Anschuldigungen gegen die Honoratioren der Stadt als „Kapitalistenbüttel“, vor denen die Universität trotz humanistischer Phrasen eingeknickt sei; sogar bis zum Kultusminister gingen die Turbulenzen.

Beim ersten Erdaushub für das Einkaufszentrum kam es noch einmal zu einer bitterbösen Demonstration mit Schlagstockeinsatz gegen die aufgebracht Germanistik-Studenten im Kampf gegen eine militante Gruppe von angereisten Lederjackett-Rechten. Was deren Ziel in dieser Angelegenheit eigentlich war, blieb schleierhaft – das Pressefoto zeigte nur mehrere geschwungene

Reichskriegsflaggen und ein bedrohlich-schweigsam vor sich hingetragenes Transparent - mit der Schwarzen Sonne als anarchistischem Symbol.

Als Konstantin seine Amtsgeschäfte wieder aufnahm, war ihm, als sei ein ganzes Äon verflossen.

Er hatte sich entschlossen, in seinem Arbeitspensum auf „langsamer“ zu schalten. Der Ehrgeiz nach besonders lukrativen Aufträgen trieb ihn nicht mehr.

Frau Wollnick war das nur recht; sie hatten genug zu tun; ein neuer Auszubildender, mit dem sie sehr zufrieden war, ging ihr dabei zur Hand.

Allmählich hatte Konstantin sich wieder eingearbeitet. Es hatte sich ja wirklich in kürzester Zeit in der Stadt mancherlei verändert – aber in dieses groteske neue Großprojekt am östlichen Waldsee waren sie zu seiner Erleichterung ja nicht involviert; eher interessierte Regenz das, was er von der neuen Feuerwache las: Es sollten dort in deren Umkreis neue Mietshäuser und eine Straßenzeilen mit Einfamilien-Anlagen entstehen.

Was hatte Frau Wollnick erzählt – der seltsame Besucher, der ihm gleichsam als Unheilsbote vor der Operation erschienen war, war noch einmal aufgetaucht? Den wollte Regenz auf keinen Fall nochmals sehen.

“Falls der Kerl sich wieder telefonisch anmeldet oder gar im Büro erscheint – Wollnick - wimmeln Sie ihn ab oder weisen Sie ihn vor die Tür!“

Im Kollegenkreis wurde Regenz sehr herzlich begrüßt. „Respekt – Respekt“ sagten einige und andere „Superfrau“; in der Tat, dachte Konstantin etwas in einer Mischung aus Verlegenheit und Stolz.

In manchen Gesprächen wurde auch über das neue Einkaufszentrum in der Stadt gelästert; die meisten schüttelten den Kopf- es würde sich, so die Einschätzung – bestimmt nicht langfristig rechnen. Eine Bauruine also *mehr* – in den raffinierten, steuerbegünstigten Spekulationskonzepten eines länderübergreifenden Immobilienkonzerns ...

Für sein Jogging wählte Konstantin eine andere Strecke am See – alle Erinnerungen wollte er ruhen lassen – er sah ja auch Juliane nicht mehr. Wahrscheinlich war sie in eine andere Stadt gezogen. Nur in Träumen begegnete er ihr: Wie sie sich unter der Dusche streichelten, sich annäherten und dann in der bewussten Nacht unten auf dem Sofa mit einander verkehrten. Nur die Katze war Zeuge seiner entfesselten Männlichkeit gewesen.

37

Den besten Eltern der Welt - so Svenja und Jakob über Elisabeth und Konstantin - brachten die besten Kindern der Welt, so deren Erzeuger über das Zwillingspaar - einen umfangreichen Reiseprospekt mit, den diese im familiären Kreis gemeinsam durchblättern: So bliebe dem Autor tatsächlich nur noch übrig, von den Vorbereitungen zu einer Kreuzfahrt durch die Ägäis zu erzählen.

„Natürlich in die Ägäis, wohin denn auch sonst – konstruierter geht es wohl nicht“, lästerte der Freund des Autors und nahm abermals provozierend genüsslich einen Schluck Wein zu sich.

„Wenigstens dieses edle Getränk stammt nicht von dort – sondern schlichtweg aus Franken.“

Er hob amüsiert das Glas.

„Ein schönes Tröpfchen, wo hast du es her?“

„Wieso konstruiert?“ fragte der Autor.

„Ich weiß: Es sind in deiner Erzählung noch einige Rechnungen offen; die musst du natürlich schließen – und durchsichtiger als du es jetzt konzipierst geht es nun wirklich nicht“, entgegnete der Freund

Er blickte plötzlich wenig erbaut nach vorn – in die Zukunft der weiter fortschreitenden Novelle.

„Wahrscheinlich trifft Elisabeth auf der Rundfahrt durch die griechischen Inselwelt deinen blonden Beau und verknallt sich in ihn – das wäre doch was, oder?“

„Dein Humor, meine Schickale betreffend: ist ziemlich abgeschmackt“ antwortete der Autor verletzt.

„Und wenn es wirklich so wäre, unwahrscheinlich wäre es nicht – wie jede beliebige Variante“.

„Auf die bin ich von Herzen gespannt – na denn Prost“ witzelte der andere und bleckte mit seinen Haifischzähnen.

„Also: Fortsetzung folgt!“ fügte er sarkastisch an.

Der Autor hatte sich über sein bis hierhin fertiges Manuskript gebeugt.

„Was willst du denn? Eine Tragödie?“

Der andere lachte mit Haifisch-Zähnen:

„Wer weiß...Du hast mit dieser Prosa angefangen“ kalauerte er, „nun kannst du keineswegs kneifen“.

38

Frederik saß mit seiner Gitarre unter dem Zypressenbaum im Garten und zupfte auf seiner Gitarre vor sich hin – merkwürdiger Weise es klang wie ein Wiegenlied. Unverkennbar hatte sich seiner – Heimweh bemächtigt: diese seltsame Melancholie, diese Sehnsucht, die wie ein leichtes Fieber war. Herbst und Winter hatte er jetzt fern seiner Heimat bei Athanasios in seinem neuen Atelier verbracht.

Zwei Briefe hatte er begonnen, einen an seine Mutter, einen an Juliane; beide waren unvollendet, harrten darauf - wenn er es überhaupt jemals tun wollte - , dass er sie abschickte.

Seiner Mutter hatte er, als er mit Athanasios nach Griechenland abgeflogen war, nur über ein Handy-Gespräch mitgeteilt, dass er sich entschlossen habe,

wieder ins Ausland zu gehen; er habe drei große Pakete gepackt, mit seiner studentischen Habe, die in den nächsten Tagen bei ihr eintreffen werde.

„Und was ist mit deiner Freundin Juliane?“ fragte sie ihn streng.

„Wir haben uns aus einander gelebt, Mutter.“

„Aus einander gelebt, was heißt denn das jetzt, Frederik -so Knall auf Fall ? – Frederik, ich bitte dich ...“ Es war zu spüren, sie“ nahm ihn nicht ernst.

Er musste jetzt, um sie abzuschütteln, aufs Ganze gehen.

„Ich habe mich in einen Mann verliebt. Ich ziehe mit ihm nach Griechenland.“

„Nach Griechenland?“ Sie hatte offensichtlich den ersten Teil seiner Botschaft überhört.

„Ja, mit einem älteren Mann. Ich bin schwul, Mutter“, sagte er trocken – und so, wie er das Wort *vor* dem Telefonat schon *für* das Telefonat eingeübt hatte. Der Sohn merkte, dass seine Mutter schluckte.

„Frederik ...“

„Doch Mutter, es ist so wie es ist“. Und dann fügte er nochmals hinzu; eine gewisse Schadenfreude, dass er sie so überrumpelt hatte, kam in ihm auf. Und er wiederholte noch einmal:

„Ich bin schwul ...“

Er bemerkte, wie seine Mutter erstarrte, sich aber, wie immer sammelte, um Siegerin zu bleiben, und ebenfalls trocken hinzufügte: „Und das weißt du seit gestern?“

„Seit vorgestern, Mutter, um es genau zu sagen ...“

„Und deshalb gehst du jetzt nach Griechenland...“

„Ja, Mutter“.

Sie nahm ihn immer noch nicht ernst, hielt seine Liebe wohl für eine Marotte – wie alles, womit er sie je überrascht hatte.

„Und deine *Kontonummer* gilt auch dort, wenn ich recht begreife ...“

Sie war eine resolute Person, sie schlug nie mit der Hand, sie schlug, wenn sie schlug, immer mit Worten. Er hasste jegliches Gezeter mit ihr und sagte nichts – eine lange Pause entstand. Sie merkte sogleich, dass sie ihn getroffen hatte war und fügte – die Pause noch einmal verlängernd - nach einigem Ringen mit sich schließlich hinzu: „Ich meine: Mehr hast du mir dazu nicht zu sagen?“

Sie machte ihm immer ein schlechtes Gewissen, wenn er sich von ihren Plänen emanzipierte.

„Nein, Mutter, mehr nicht“.

Er musste sie mit ihren eigenen Waffen schlagen...

Und sie dachte: Wenn sie jetzt nicht – wie ein Vater – hart blieb, hätte sie ihn für immer verloren.

„Na dann“, sagte sie, die Pause noch einmal beträchtlich verlängernd:
„Tschüss- Frederik, du meldest dich doch wieder – von dort – wo du hinfährst – nach Griechenland – ist es denn wenigstens Athen...?“

Ihre Männer glaubten immer, sie würden von ihr beherrscht – doch im Grunde genommen dominierten sie mit ihrer Empfindlichkeit alles selbst ... und machten *sie* zum Opfer – wie sie das hasste! Irgendwie erinnerte sie diese Situation an das Abschlussgespräch mit seinem Vater; nur waren jetzt die Rollen vertauscht: damals war sie es, die sich - dann endgültig – trennte

„Auf welcher der paradiesischen Inseln ist es denn...?“ fragte sie provozierend.

„Ich weiß es nicht, Mutter. - Natürlich: ich melde mich - dann.“

„Frederik - ich...“

Nun verlor sie doch beinahe ihre Kontenance.

„ --- ist es ein älterer oder ein jüngerer Mann?“

„Mutter - was hat das Alter damit zu schaffen? Wir lieben uns...“

Wir lieben uns – ja das kannte sie! Und das Alter – es hatte schon etwas zu schaffen damit... ob es jemand Erfahrenes war, der Frauen den Kopf verdrehen konnte, mit seinem Charme, seiner Virtuosität, der man einfach ausgeliefert

war... wie sie damals seinem Vater: Frederik hatte nur ein einziges Mal nach ihm gefragt, und sie hatte ausweichend von einem schönen Urlaubs-Erlebnis gesprochen, ein Geschenk, das sie dankbar empfangen habe – nur ganz für sich. Sie sah ihn vor sich stehen, einen Freigeist, einen Künstler - mit einem Lockenkopf wie auch Frederik ihn besaß, nur statt dessen blonder Jünglings-Behaarung: am Körper männlich dunkel. Aber sie verwarf sogleich diesen Gedanken.

„...ihr liebt euch ...“ wiederholte sie.

„Ja , “ sagte er leise. Und dann, sie fast tröstend: „ Keine Sorge, Mutter - es ist das Natürlichste von der Welt.“

„Natürlich“ sagte sie noch. Wenn sie weiterginge, ihn befragen würde, ob er *verführt* worden sei – wie damals *sie* in ihrer lustvollen Naivität - würde sie ihn auf immer verlieren.

So sagte sie nur: „Es ist *dein* Leben, Frederik“.

„Und *du* hast es mir geschenkt“ - fügte er noch an; das berührte sie sehr, ergriff sie heiß wie eine auflodernde Flamme.

Aber, sich gerade noch beherrschend, sie sagte nur: „Frederik – du meldest dich dann ...“

Beide brachen in gleicher Sekunde die Leitung ab.

39

Das kleine verfallene Anwesen, das Athanasios, bevor er von seiner Insel nach Deutschland aufgebrochen war, verlassen hatte, hatten er und sein junger Geliebter gleich nach der Ankunft, wieder zurechtgestutzt: die Hecken, den Rasen, die Blumenbeete. Es duftete berauschend im spätsommerlichen Garten.

Und Frederik, mit gebräuntem Oberkörper, packte tatkräftig und fröhlich an. Es war eine Lust, Meister und Jünger so bei ihrer schweißtreibenden Arbeit zu sehen. Oft skizzierte Athanasios den Jüngling - als Orest, als Orpheus, als Pan, als Ganymed in den Armen von Zeus.

Schon waren wieder viele Bilder entstanden, inspiriertere, als je die in Deutschland vom Eros geleitet: Landschaftsgemälde, Blumenstilleben; aus Gips geformte und aus Stein gehauene mythologische Figuren. An seiner Laokoon-Gruppe arbeitete Athanasios gerade – im Moment, wie die Schlange sich um ihn und die beiden Söhne schlang – sie trugen alle – das war die kompositorische Pointe – aus verschiedenen, dann simultanen Perspektiven den Ausdruck von Frederiks Körper und Gesicht – und er selbst war der entblößte Priester, der sich nicht etwa wehrte, sondern das Untier wie eine Schicksalsfügung um sich gleiten ließ, nicht im Willen, sich zu befreien von einem alles verschlingenden Zwang, sondern – in neuer Deutung - hingegen fast obszöner Leiblichkeit – wahrlich ein Meisterwerk der dynamisch gestalteten Bewegungen und filigraner Entrückung. *Der griechische Herbst ist lau, der griechische Winter ist mild* – wie im Kranichflug vergingen die Tage.

Ursprünglich hatte Athanasios im Haus, das wieder hell im Sonnenschein glänzte, den störenden Wohnzimmerbalken absägen wollen, um noch mehr Licht und Luft in den Raum eindringen zu lassen. Doch Frederik hielt ihn davon ab; stattdessen hängten sie wieder ein Segeltuch daran auf – mit großem Helioskranz als Emblem; darunter richteten sie mit Decken und Kissen ihre Lagerstatt ein.

Bisweilen kamen aus den kleinen Strandorten an der Ägäis - und sogar aus Athen - Athanasios Freunde zu Besuch; zumeist solche, die kleine Galerien für Touristen betrieben, in denen sie – rechtzeitig zur nächsten Saison besorgt - Athanasios Kunstwerke verkaufen wollten. Begierig sog Frederik die griechische Sprache in sich auf. Endlich hatte es auch mit wiederzubelebenden Kontakten zu den Theatermachern in Ephesus geklappt; Gespräche für ein neues Antikenprojekt waren zu führen; sie schmiedeten die Konzeption dazu unter dem Helios-Segel, kamen inspiriert in Fahrt –

Aus dem Steinhaus hörte man Handy-Klingeln.

„Deine Mutter ..“ sagte Athanasios zu ihm Es war ihm als kenne er die Stimme.

Frederik hörte sofort auf vor sich hin zu klimpern.

Athanasios, reichte ihm das Handy und entfernte sich in die kleine Küche. Er sah, wie der Jüngling am Telefon mit freudiger Miene „mit seiner Mutter“ sprach. Oftmals nickte er verführerisch mit seinem schönen Lockenkopf.

Dann stand der Jüngling mit dem Handy neben ihm in der Küche.

Frederik wollte ihn umarmen, aber der Alte entzog sich auf einmal scheu. Das war eigentlich nie seine Art. Athansios wirkte auf den jungen Mann plötzlich alt und bleich.

„Sie kommt nach Athen – in drei Tagen – unterbricht ihre Geschäftsreise - will mich dort treffen. Ich fahre ihr entgegen - ein kleiner Ausflug mit dem Schiff, ein paar Tage nur - Das ist dir doch recht?“.

Athanasios war schlagartig klar: Er würde Frederik nicht länger halten können.

Es war die erste Nacht, dass sie nicht unter dem Segel zusammenlagen – Der Jüngling erschrak. Empfund er Frederiks Begehren auf einmal als lästig? Oder war er eifersüchtig auf seine Mutter – Frederik konnte sich keinen Reim darauf machen.

Er sah nur: Athanasios zog sich zurück in seine kleine Bibliothek, durchstöberte alte und neue Skizzen:

In der Tat: der Jüngling hatte *ihre* Augenpartie ...

Das Taxi wartete. Athanasios sah, der Fahrer blickte ungeduldig in den Rückspiegel.

Sein Orest-Orpheus-Ganymed hatte sich noch einmal, seine Gitarre am Zaun abstellend, an der Türschwelle des Hauses umgedreht. Dann war er auf den

seltsam zurückhaltend gebliebenen Athansios zugegangen, und hatte den Älteren sogar – in aller Tageshelle - auf den Mund geküsst; aber dessen Lippen blieben ungewohnt kalt.

„Ich liebe dich... liebe dich mehr als irgendwer seinen Vater“ hauchte Frederik, krallte sich an den Leib des Dozenten und wollte sich von seinem Gegenüber nicht lösen.

Wie eine seiner Skulpturen erstarrte Athanasios.

In ihm hallte noch, auf Griechisch gesprochen - die Handy-Frage der Frau mit dem scharfen deutschen Akzent „...kann ich bitte meinen Sohn sprechen...?“

Der Taxifahrer, der Frederik zum Inselhafen bringen sollte, hupte vor dem Gartenzaun unsensibel und genervt.

Was hatten die beiden da noch so lange mit einander zu schaffen – der Alte und der Junge? Offensichtlich waren sie ein schwules Paar. Er kannte das von anderen Künstlern, von den Rotlichtmilieus in der Gegend, die er manchmal anfuhr – ihm machte *das* ja nichts aus, aber jetzt – im Sonnenlicht - sollte endlich einmal Schluss damit sein... Er hupte abermals.

Als riss er sich plötzlich los; stieg *endlich* der junge Mann zu.

Im Rückspiegel erkannte der Taxifahrer, dass der alte Mann ihnen noch lange ungerührt hinterdrein blickte.

Ob es Zeus, dem alten Verführer, nach den allmählichen Desillusionen in seinen Liebschaften auch so erging? fragte sich Athanasios, ausgehöhlt, leer. Ja, er war ein altgewordener Gigolo: stand auf dem Kies-Pfad, was er immer befürchtet hatte, ganz allein, nunmehr völlig der Willkür des Schicksal überlassen – tränenlos : – wozu auch weinen?

Stolz blickte er in das gleißende Licht, wie ein Heroe aus uralter Zeit- bevor er langsam ins Haus ging, an der Galerie seiner tragischen Figuren vorbei – zum letzten Schritt.

Er hatte seine Gitarre vergessen ...!

Sie waren schon fast im Areal des Anlegehafens: da fiel es Frederik ein, hektisch um sich herumtastend: Am Gartenzaun stand sie, gleichsam verwaist. War das verwunderlich: in all den - sich noch immer - in ihm regenden Gefühlsaufwallungen?

Sein Instrument musste er unbedingt haben ...!

Einer fixe Idee gleich: zwang ihn ein dumpfer Sog wieder zurück - gleichgültig, ob er das Schiff nach Athen verpassen würde oder nicht – Und er trieb den kopfschüttelnden Taxifahrer fast an jeder neuen Straßenabfahrt zur Eile an., als gelte es sein Leben.

Merkwürdig still geworden war das Haus.

Als Frederik noch einmal ahnungsvoll das Atelier betrat, sah er: Athanasios hatte sich neben dem großen Segeltuch erhängt. Mit schwarzer Farbe war die Helios-Korona durchgesprüht – eine schwarze Sonne prangte über ihr, wie das Zeichen fremder Rachegötter.

Im Rücken fühlte Frederik den Schatten von Athanasios; aber dieses Mal warf der Meister sich nicht - den jungen Körper vor sich - gierig verschlingend, schwer auf ihn; diese herrliche Eingebung war nur ein Phantom.

Frederik sank zu Boden und weinte: ein treuer Hund über seinen reglosen Herrn geneigt; von fern bellte es empört – Cerberus war neu erstanden.

Zu niemandem wollte Frederik mehr zurück; schon gar nicht mehr zu seiner Mutter ... Es war ja ohnehin nur eine ihrer Dienstreisen, innerhalb deren sie sich wieder einmal anschickte: sich wieder einmal um ihn zu kümmern .

Er möge doch *bitte* diesen morbiden Eminem-Song leiser drehen, flehte Svenja ihren Bruder an. Sie fuhren gemeinsam im Auto des Vaters , er am Steuer, sie auf dem Beifahrersitz, beide stolzer Neufahrer – sie sogar mit einigen Stunden weniger Unterricht als er: Aber die Schwester überließ gern ihrem Bruder Jacob den Vortritt, wenn sie gemeinsam fuhren; er brauchte das.

Er hatte sie von der Schule abgeholt, sie wollten noch Eis schlecken im Restaurant am Waldsee, das hatte sie ihrem Bruder schon lange versprochen. „Hör mal, ist Eminem nicht schon längst out?“ setzte sie nach: Und dann kam ihre bedeutungsträchtige Bemerkung, warum er immer noch an diesem Titel „Love - the way you lie“ gefallen finden könne – jetzt wo doch zum Beispiel die Eltern gezeigt hätten, wie intensiv man für sich einstehen könne.

Es war wie im letzten Jahr wieder ein schwüler föhniger Tag – bald würde, wie in diesem Sommer bereits öfter, Regen herunterprasseln und man musste sich sicherlich gleich beeilen, damit man nicht die erste kalte Dusche abbekam.

Vor einer Woche hatte Konstantin Post erhalten – an seine Privatadresse, was nicht oft vorkam, die Briefe gingen ja in der Regel zu seiner Kanzlei. Es war lediglich die Straße angegeben, keine Hausnummer –auch kein Absender benannt.

„Wer schreibt dir denn da nach Hause?“ wollte Elisabeth beiläufig wissen, als sie sah, dass Konstantin fast erblich.

Er hatte das Couvert geöffnet und las langsam erstarrend.

Elisabeth kam näher auf ihn zu , legte nichts ahnend die Hand liebevoll auf seine Schultern und las mit.

Die wenigen handschriftlichen Zeilen hatte Juliane aufgesetzt, in ihrer exakten, nüchternen Schrift; die Botschaft war freundlich, ohne Vorwurf. Sie hatte nur mit ihrem Namen unterschrieben, ohne Liebesgruß, ganz dezent. Vor etlichen Wochen habe sie entbunden, habe überlegt, ob sie diesen Schritt, ihm zu schreiben, noch gehen wolle... Wenn er es einmal *sehen* wolle – ihr gemeinsames Baby, einen Knaben, möge er sie benachrichtigen. Sie könnten sich treffen, ganz *kurz* natürlich nur, zu einem Kaffee im Waldsee-Restaurant; sie wolle ihn dann auch länger *nicht* aufhalten; sie komme von auswärts, lebe jetzt bei ihrer Mutter ... und würde dann auch gleich wieder gehen - - - „Juliane“ – Jetzt kam doch noch, etwas abgesetzt, ihre Adresse.

Konstantin schien es, als versinke er in einer Meeresflut, verlöre auf einmal das Bewusstsein. Dann tauchte er wieder auf, spürte warme Atemzüge auf seinen Lippen – seine Brust hob und senkte sich; Lebensgier stieg in ihm auf – er räkelte, reckte sich, wurde dem Leben gleichsam wieder geschenkt.

Ein Schwindelgefühl erfasste ihn, alles drehte sich. Er hielt sich am Wohnzimmerstuhl fest.

Eine fast ewig währende Pause entstand.

Dann setzte sich Elisabeth neben ihn hin; sie erkannte, wie er, das Beben in seinem Körper unterdrückend, mit seiner Rührung rang – nahm ihn bei der Hand, hielt sie fest, sie war zunächst kalt; dann war ihm, als ob sie auf einmal brannte.

„Juliane heißt sie also“ sagte Elisabeth langsam; sie hörte den Namen zum ersten Mal; sie hatten ja immer vermieden, von der Fremden zu sprechen.

„ Und jetzt habt ihr – zusammen – ein Kind ...“ flüsterte sie gefasst.

Die Luft war zum Schneiden.

Konstantin schnaufte wie nachts unter seiner Apnoe-Maske nach Luft, sein Herz raste; er fühlte Elisabeths Niere in sich wie einen schwerer, immer schwerer werdenden Stein wurde, an dem er zerbrach.

Auf dem Tisch, an dem sie saßen, flackerten die beiden Teelichter auf, von Konstantins Atem berührt. Elisabeth war es, als leuchteten die kleinen Flammen wie die Kerzen am Marienaltar, den sie in letzter Zeit immer wieder besuchte..

„Du musst es ihr *zusagen*“ hauchte Elisabeth leise.

Sie fühlte, wie bei diesen Worten ihr eigener, tief sitzender Schmerz entwich.

Dann brachte sie ihm Füllhalter und Papier.

Auf einen weißen Bogen schrieb er langsam die Zeile „Gut, Juliane, ich komme“. Dann noch Datum und Uhrzeit, und den Tag für das Zusammentreffen.

Da die Zwillinge hatten sein kleines Auto, in denen er seine Sportsachen verwahrte, für den Tag entliehen hatten, stieg also ein in die repräsentative Familienkutsche.

Er spürte, dass Elisabeth im ersten Stockwerk des Hauses hinter dem Vorhang weinend beobachtete, wie er einstieg. Sie hatte den ganzen Morgen über den Kontakt zu ihm vermieden.

Zeitweilig zuckten - wie er jetzt über die Heiligenbrücke Richtung Seeufer fuhr - am Himmel, wie damals, Blitze. Er sah Julianes Arzt vor sich, wie er den Knaben entband – oder verwechselte er diese Szene mit der Niederkunft Elisabeths mit Svenja und Jacob? Ob er für den fremden Kleinen, rechtlich gesehen, *doch* Alimente bezahlen musste? – Wie konnte er in dieser Situation nur so rational denken? Wie oft in den letzten Monaten schüttelte er selbst den Kopf über sich.

Vom Parkplatz zum Waldsee-Hotel war der Weg lang; gleich würde ein Schauer beginnen; Neugier mischte sich mit schlechtem Gewissen.

Lachend fuhren die Zwillinge auf ihren gerade freigewordenen Abschnitt zum Parken ein. Jacob kam es so vor, als ob er - in einiger Entfernung ihres Vaters Luxusschlitten gesehen hätte; aber bevor er dem genauer nachgehen konnte, da kam schon der erste Donnerschlag, gewaltig öffnete sich über See und Landschaft das Wolkenfeld - und sie hetzten quiekend ins Restaurant.

Und tatsächlich – sie trauten ihren Augen nicht - da saß der Vater am Tisch mit einer jungen Frau. Sie hatte ihr Baby zärtlich in ein großes seidenes Tuch gewickelt, Pflanzenmotive waren es, wie das Schilf beim kleinen Moses-Kind, dachte Svenja und lächelte.

Der Vater erblickte sie, winkte sie an den Tisch heran.

„Euer Halbbrüderchen“, sagte er ruhig, während das Knäblein in den Armen von Juliane schlief; er gab dem Kind einen sanften Kuss auf die Stirn – und die bisher ahnungslosen Zwillinge stutzten.

Draußen am Ufer regnete es; und es ging ein frischer, alles erneuernder Wind.

41

„Und du glaubst, sowas wird jemals gedruckt?“ meinte der Freund trocken.

Der Autor schwieg. Noch waren ja alle Motive nicht ausgeführt

„Und du meinst im Ernst, das „unerhörte Ereignis“ in deiner Novelle ist dieses Kind?“

„Aber ein Kind - ist das doch!“ zischte der Autor und kochte innerlich über das Herummäkeln des Freundes an seinem Text.

„Mein Gott – es ist das Trivialste der Welt... Wie lange willst du den Stoff noch weiterspinnen...“ Der Freund griff nach einer neuen Flasche Wein und höhnte:

„Zum Beispiel: die beiden Regenz unterbrechen ihre Ägäisfahrt zum touristischen Bummel in Epidaurus in einer Galerie ...natürlich mit Frederiks Standbild als verführerischer Ganymed, als halbnackter Orpheus oder als mit

Familienblut bespritzter, völlig enthemmter Orest ... ganz auf der Linie deiner erotischen Phantasien...“

„Ja, sie kaufen die kleine Figur ... ein wunderbares Souvenir...“ nickte der Autor begeistert..

Der Freund wurde wütend: „Bist du verrückt?“ rief er aus

„Noch besser freilich wäre: Frederik als Ferienkellner bei einer Reederei ...“

„... doch wohl nicht auf jenem Kreuzschiff, auf dem Elisabeth und Konrad Regenz ihren Urlaub machen Ich bitte dich ...!“

Jetzt kam der Autor in Fahrt.

„ Es überkommt ihn die Sehnsucht nach Deutschland, er sucht nach Juliane...“

„Aha! Versöhnung nach allen Seiten - das Patchwork-Motiv –...“

Der Freund griff sich an die Stirn.

„Du lässt Frederik doch nicht etwa schließlich: zum Stiefvater des Knaben werden ...?“

„Warum nicht?“

Der Freund stand genervt auf; dabei fielen die letzten Teile des Manuskripts auf den geduldigen Teppichboden.

„Siehst du - Die Blätter fallen, fallen wie von weit – das Rilke-Motiv!“ schrie er überlaut.

Der Autor beugte sich zu den beschriebenen Papierbögen hinab. In seinem Kopf wurde alles interaktiv... er sammelte seine sich überschlagenden Ideen hastig ein.

Als er aufblickte, erkannte er sein Spiegelbild im geöffneten Fenster des Arbeitszimmers.

Heiß durchfuhr es ihn, während es am Waldsee stürmte und blitzte.

„Mein Gott!“ dachte er:

„Der Freund, der Doppelgänger – das bin ja ich.“

Eine freche Fliege schwirrte ihm entgegen – im Anflug geradezu auf sein bleiches Gesicht.

=====